

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1898. 1898.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

23. Band, 2. u. 3. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Ew. pp.!

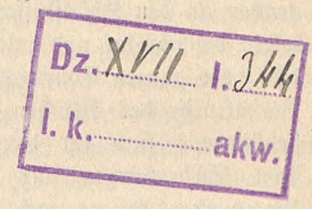
Gänzlichen Raummangels halber können Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 22. Bande erst der nächsten Nummer (4) beigegeben werden.

Wien, am 5. April 1898.

Hochachtungsvollst:

Die Redaction.





Die Zigeuner in Ungarn.

Von **Prof. Dr. J. H. Schwicker,** Mitglied des ungarischen Reichstages.
Budapest. (Schluſs.)

Die geographische und die gemeindeweise Vertheilung der Zigeuner in Ungarn ist sehr ungleich.

Von den 12.693 Gemeinden des Landes hat die Conscription in 7962 Gemeinden Zigeuner überhaupt und in 7220 Gemeinden sesshafte Zigeuner vorgefunden. In manchen Theilen des Landes beträgt das Verhältnis dieser von Zigeunern mitbewohnten Gemeinden zu der Gesammtzahl derselben 83 bis 89%, in ganz Ungarn 63%. Auf Grund der statistischen Tabellen und der graphischen Darstellung in unserer Vorlage ergeben sich für die verschiedenen Landestheile folgende Daten:

	Beständig ansässige	Länger verweilende	Wander-zigeuner	Zusammen
Linkes Donauufer . . .	19.545	872	488	20.905
Rechtes Donauufer. . .	17.781	3.617	1.399	22.797
Donau-Theißbecken . .	20.433	1.159	736	22.328
Rechtes Theißufer . . .	26.707	2.775	594	30.076
Linkes Theißufer . . .	32.036	3.392	908	36.336
Theiß-Marosbecken . .	29.695	2.666	2.939	35.300
Siebenbürgen	97.235	5.925	1.874	105.034
Militär und Inhaftierte .	—	—	—	2.164
Zusammen .	243.432	20.406	8.938	274.940

Diese Ziffern bezeichnen Siebenbürgen als das classische Land der Zigeuner. Von hier aus verbreiteten sich die Zigeuner vor ungefähr 500 Jahren über Ungarn und von da weiter über ganz Europa.

Die große Anzahl der Zigeuner in Siebenbürgen (fast 5% der Gesammtbevölkerung) erklärt sich theils aus verschiedenen, den Zigeunern günstigen Verhältnissen dieses Landestheiles, theils aus der Nachbarschaft Rumäniens, welches ja vor allen derjenige Staat ist, in dem die Zigeuner die relativ höchste Zahl erreichen.

In Siebenbürgen ist das Zigeunerthum besonders in den Gegenden an den Kokelflüssen sehr dicht und erreicht im Comitat Großkokeln die absolut und relativ größte Zahl: 14.037 Seelen, mehr als 10% der ganzen Comitatsbevölkerung. Die geo- und ethnographischen Verhältnisse des östlichen Széklerlandes und der westliche Theil Siebenbürgens sind für den Aufenthalt der Zigeuner weniger günstig. Von Siebenbürgen aus ziehen sich die Gegenden mit dichterer Zigeunerbevölkerung nach zwei Richtungen ins Mutterland hinein: in nordwestlicher Richtung, zwischen den nordöstlichen Grenzgebirgen und dem großen ungarischen Tieflande (Alföld) auf sehr günstigem Gebiete und gegen Südwesten, besonders in dem zwischen Rumänien und Serbien eingekeilten südlichsten Winkel des Landes, wo die Anstauung eben durch die Grenzgestaltung erklärt wird. Außerdem zeigen mehr oder weniger Dichtigkeit im Lande zerstreute kleinere und größere Flecken, ohne besonderen Zusammenhang und ohne deutlich erkennbare Ursache. Im westlichen Theile des Landes, in der Nähe der österreichischen Grenze und der westlichen Cultur, ist das Zigeunerthum schon spärlicher, obgleich das Hügelland jenseits der Donau der Zigeunernatur sehr entsprechen würde. Denn diese liebt weder das unfruchtbare Hochgebirge noch das platte Tiefland; dort ist der Lebensunterhalt schwer, und auf Kosten der ohnehin armen Bevölkerung läſst sich nicht leicht schmarotzen; hier, in der Tiefebene, fehlt die vom Zigeuner bevorzugte Berglehne und mangeln die Ufer rieselnder Bäche. Auch sind die volkreichen Gemeinden des Alföld mit ihren ausgebreiteten Landwirtschaften auf die primitive Zigeunerindustrie nicht angewiesen. Zudem behagt die schwere Bauernarbeit dem Zigeuner nicht, und nur aus zwingender Noth steht er zeitweilig als Taglöhner ein; wohl aber ist das gesegnete Alföld das Eldorado für die musicierenden Zigeuner. Hier hat nahezu jede Gemeinde ihre eigene „Zigeunerkapelle"; in den Städten gibt es deren dutzendweise.

Auf die Verbreitung des Zigeunerthums scheinen die hydrographischen Verhältnisse keinen besonderen Einfluſs zu haben; wohl aber läſst sich der Einfluſs der verschiedenen Nationalitäten des Landes auf die Dislocation der Zigeuner erkennen. Man findet nämlich,

dass diese besonders in den großentheils von Rumänen bewohnten Gegenden in größerer Anzahl angetroffen werden. Unter den Magyaren scheinen sie im allgemeinen auch ziemlich wohl gelitten zu sein, ebenso unter den Slovaken und theilweise unter den Serben. Das deutsche Naturell hingegen steht in schroffem Gegensatze zum Zigeuner. Auch unter den Ruthenen gibt es deren nur wenige. Je nach seiner nationalen Umgebung eignet sich der Zigeuner auch die betreffende National- oder Volkssprache an, weshalb man im gewöhnlichen Leben von „ungarischen", „walachischen", „deutschen", „slovakischen" und „serbischen" oder „bosnischen" Zigeunern zu sprechen pflegt.

Was die Wohnverhältnisse der Zigeuner anbelangt, so kommen hier zunächst die sesshaften in Betracht. In den 7220 Gemeinden mit ansässigen Zigeunern wohnten diese in 3750 (52%) Gemeinden abgesondert, in 2874 (40%) Gemeinden unter der übrigen Bevölkerung und in 596 (8%) Gemeinden zum Theile abgesondert, zum Theile mit der übrigen Bevölkerung vermengt. Die Conscription hat ergeben, dass in den von Rumänen bewohnten Gemeinden die Zigeuner mehr vermengt als abgesondert wohnen; letzteres findet sich auch häufiger in ungarischen Gemeinden und Bezirken. Wo das deutsche Volkselement vorwaltet, dort hausen die Zigeuner vorwiegend in abgesondert gelegenen Häusern oder Hütten; in Siebenbürgen, auf dem Sachsenboden, trifft man häufig solche Zigeunervororte, die nicht selten den Charakter eines abgeschlossenen und gemiedenen Ghettos haben.

Der Grundbesitz der sesshaften Zigeunerbevölkerung ist ganz unbedeutend, denn 3439 ständig ansässige Zigeuner besitzen insgesammt 3176 3/8 Joch Feld und 3876 zusammen 677 1/4 Joch Gartenland. Überdies haben 1685 Zigeuner 1433 7/8 Joch Feld und 1088 Zigeuner 150 1/4 Joch Garten in Pacht. 10.088 Zigeuner bebauen also zusammen etwa 5238 Joch. Aus diesem sehr bescheidenen Grundbesitz ergibt sich nicht nur die geringe Neigung für den Acker- und Gartenbau, sondern auch die Thatsache, dass die Bemühungen, dieses Volk zu einem sesshaften zu machen, von unbedeutendem Erfolge begleitet sind.

Dasselbe Ergebnis zeigt das Verhältnis der Zigeuner zur Schule, deren regelmäßiger Besuch selbst bei ständig ansässigen Zigeunern zu den Seltenheiten gehört, bei den ganz und halb nomadisierenden aber gar nicht durchgeführt werden kann. Wir haben schon früher erwähnt, dass sowohl von Seiten der Landesbehörden wie

von einzelnen wiederholte Versuche gemacht wurden, die Kinder der Zigeuner zum Besuche der Schule anzuhalten. Diese Versuche sind gescheitert und doch hat unsere Vorlage ganz recht, wenn sie darlegt, dass „wir den Schlüssel zur Lösung des Zigeunerproblems nicht in der Ansiedlung, in den administrativen Verfügungen zu suchen haben, sondern in der Schule". Nur bilden die Ansiedlung und die administrative Regelung der Verhältnisse die für den regelmäßigen Schulbesuch der Zigeunerkinder unerlässlichen Vorbedingnisse.

Von den 7220 Gemeinden, in denen die Conscription ansässige Zigeuner vorgefunden, liegen über 6332 Gemeinden Ausweise hinsichtlich des Schulbesuches vor. Von diesen Gemeinden besuchten die Zigeunerkinder die Schule überhaupt in 1464, also in 23%; theilweiser Schulbesuch wurde in 651 Gemeinden, also in etwa 10% constatiert, und gar kein Besuch fand in 4217 Gemeinden, d. i. in fast 67% statt. Von den auf 58.747 berechneten schulpflichtigen Kindern im Alter von 6 bis 14 Lebensjahren besuchten 40.624 oder 69·15% keine Schule. Die Lernerfolge der schulbesuchenden Zigeunerkinder wären im allgemeinen nicht unbefriedigend, denn diese sind gewöhnlich befähigter und entwickelter als im Durchschnitte die übrigen Kinder gleichen Alters; der Schulbesuch der Zigeunerkinder ist jedoch meistens unregelmäßig, auch sind sie mit Lehrmitteln weniger versehen und finden in der Familie weit geringere Gelegenheit und Aneiferung zum Lernen, als die Kinder der übrigen Bewohner. In Bezug auf die Constatierung des Lernerfolges haben die Ziffern nur einen bescheidenen Wert, und so führen wir ohne weitere Bemerkung an, dass unter den schulbesuchenden Kindern der sesshaften Zigeuner bei 69·21% ein guter, bei 24·08% ein geringer und bei 6·71% ein schlechter Lernerfolg verzeichnet wurde. Auf den Schulbesuch und den Lernerfolg der Zigeunerkinder ist überdies von nachtheiligem Einfluss die an vielen Orten vorhandene entschiedene Abneigung der übrigen Bevölkerung gegen den gemeinschaftlichen Schulbesuch und Unterricht ihrer Kinder mit den Sprösslingen des braunen Volkes der Pußta.

Ohne uns mit den Wohn- und Aufenthaltsverhältnissen der „länger an einem Orte verweilenden" Zigeuner näher zu befassen, weil, wie schon erwähnt, die Angaben hier überaus unzuverlässig und schwankend sind, betrachten wir diese Zustände bei den Wanderzigeunern etwas näher.

Man darf vor allem nicht übersehen, dass trotz der Lockerheit der gesellschaftlichen Zustände bei diesem Nomadenvolke dennoch

eine gewisse Stammesverfassung und sociale Organisation vorhanden ist. [1]) Die Zigeuner wandern nur in zusammengehörigen Karawanen, welche allerdings an Zahl ihrer Mitglieder sehr verschieden sind. Von den 8938 als (eigentliche) Wanderzigeuner aufgenommenen wurden 8002 als Mitglieder der 1026 Karawanen conscribiert. Diese Karawanen sind organische Gesellschaften solcher Individuen, welche einem ständigen und engen Nations-, Sippen- oder Familienverbande angehören; zeitweilig zusammen herumstreifende Zigeuner sind noch keine Karawane. Zigeuner, die außerhalb der ordentlichen socialen Organisation stehend und keiner Karawane angehörend entweder einzeln oder paarweise oder in kleineren Gruppen herumschweifen, sind eigentlich nicht als Wanderzigeuner im engen Sinne zu betrachten, sondern als gewöhnliche Vagabunden. Die Ausstoßung aus dem Karawanenverbande gilt übrigens dem Zigeuner, der die Geselligkeit mit seinesgleichen überaus hochschätzt, als eine der härtesten Strafen.

Auf eine Karawane entfallen im ganzen Lande im Durchschnitte 8 Mitlieder, die Durchschnittszahlen in den einzelnen Landestheilen schwanken zwischen 7 bis 10 Mitgliedern; doch gibt es in Süd- und Westungarn, sowie in Siebenbürgen auch Karawanen mit 30 bis 80 und 136 Köpfen. Die Stärke der Karawanen ist übrigens im allgemeinen im Abnehmen begriffen.

Für die Wanderzigeuner ist in erster Reihe das Obdach der Nomaden, das Zelt, bezeichnend; doch campieren viele von ihnen nicht unter Zelten, sondern wie in Siebenbürgen und am linken Theißufer, auch in Erdhütten oder in Höhlen. Übrigens halten an manchen Orten die länger verweilenden und sogar ansässigen Zigeuner sich ebenfalls unter Zelten auf. Für sämmtliche Wanderzigeuner wurden 1122 Zelte, also etwas mehr als Karawanen, verzeichnet, wobei die Zelte der ständig seßhaften und der länger verweilenden nicht mitgerechnet sind. Der Transport des Zeltes erfordert Fuhrwerke und Zugthiere. Das Fuhrwerk ist übrigens nicht nur Transportmittel, sondern oft ein ergänzender Theil des Zeltes. Die Zahl der Fuhrwerke (985) ist allerdings geringer als die der Karawanen und als die der Zelte. Manche kleinere Karawane verfügt über gar kein Zelt; mäßig zahlreiche besitzen für mehrere Zelte oft nur einen Wagen. Auffallend gering ist

[1]) Vgl. Schwicker, „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", S. 128 ff und Dr. H. v. Wlislocki, „Vom wandernden Zigeunervolke". Hamburg 1890. S. 53 ff.

schon die Anzahl der zweiräderigen Karren (21), diese werden mitunter von den Mitgliedern der Karawane selbst gezogen. Die Zahl der Pferde ist im Verhältnis zu den Wagen genug beträchtlich (1544), es gibt auch manches Zweigespann; aber in dieser Zahl sind auch die Pferde eingerechnet, welche nicht zu Transport-, sondern zu Marktzwecken gehalten werden.

Die Zigeunerzählung vom Jahre 1893 bemühte sich auch, das Betragen der Zigeuner gegenüber den Staatsgesetzen und der gesellschaftlichen Ordnung festzustellen. Diese Aufzeichnungen tragen indessen gar sehr den Stempel der subjectiven Auffassung der betreffenden Conscriptionsorgane an sich, weshalb wir uns mit einigen allgemeinen Angaben begnügen. Danach wurden in den 7962 Gemeinden, in denen Zigeuner sich vorgefunden haben, 67·4% als „unbeanstandet", 27·3% als „erträglich" und 5·5% als „schlecht" bezeichnet; bei den ständig ansässigen stieg die erste Classe auf 68·3%, bei den länger verweilenden auf 68·8%, dagegen sank sie bei den Wanderzigeunern auf 45·6% herab; die Classe der „Erträglichen" stieg hier auf 32·0% und jene der „Schlechten" auf 21·5%. Die Wanderzigeuner verfahren in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes bei der Ausbeutung der Situation zu Raub und Diebstahl summarisch, während die länger verweilenden es sich zumeist angelegen sein lassen, verbotene Handlungen thunlichst nicht am Orte ihres längeren Aufenthaltes zu begehen.

❦

Um unsere Skizzen nicht allzu breit auszuführen, übergehen wir die Mittheilungen der amtlichen Vorlage über die Wohn- und Altersverhältnisse, sowie über die Familienzustände der Zigeuner; denn über diese Momente sind die statistischen Aufzeichnungen gar wenig vertrauenerweckend und verlässlich. Sie beruhen nämlich größtentheils auf den Angaben der Zigeuner selbst und in Bezug auf Wahrhaftigkeit verdient der braune Nomadensohn keinen Glauben. Lüge und Übertreibung liegen in seiner Natur und bereiten ihm besondere Freude, wenn er dadurch Nichtzigeuner hintergehen und täuschen kann.

Auch in Bezug auf die Zugehörigkeit der Zigeuner zu den verschiedenen Confessionen des Landes lassen sich nur ungefähre Zahlangaben mittheilen. Religiösen Gefühlen gegenüber ist der Zigeuner ziemlich gleichgiltig und indolent. Äußerlich schließt er sich, meist ohne gehörige Unterweisung und ohne Überzeugung, den religiös-kirchlichen Formen seiner Umgebung an. Er bekennt sich zur Religion seines Dorfes und da unter den Rumänen das Zigeunerthum relativ am

besten gedeiht, so erscheint es nicht auffallend, wenn die griechisch-katholische und die griechisch-orientalische Kirche die relative Mehrzahl der Zigeuner zu ihren Mitgliedern zählt; in beträchtlicher Anzahl gehören die Zigeuner auch der römisch-katholischen Kirche an. Dagegen besitzt unter den protestantischen Bekenntnissen nur die evangelisch-reformierte Kirche eine größere Zahl Zigeuner als Anhänger. Die Wohnverhältnisse üben dabei gleichfalls einen bestimmenden Einfluss aus. Es gehören 39·26% aller Zigeuner zur römisch-katholischen, 20·28% zur griechisch-katholischen, 26·81% zur griechisch-orientalischen, 0·76% zur Augsburger, 11·82% zur helvetischen und 0·93% zur unitarischen Kirche; 0·14% sind anderer oder unbekannter Confession. Bei den ständig ansässigen und bei den länger verweilenden überwiegen die römischen Katholiken, bei den Wanderzigeunern die Griechisch-Orientalischen. Juden, Nazarener und Mohammedaner kommen wohl nur sehr vereinzelt unter ihnen vor. Übrigens macht sich der Zigeuner herzlich wenig aus dem Wechsel seiner Confession und die mehrmalige Taufe der Kinder ist namentlich bei den Wanderzigeunern keine Seltenheit; ihnen sind die wiederholten Pathengeschenke die Hauptsache.

Sehr interessant sind die Sprachen- und Nationalitätsverhältnisse der Zigeuner. Dabei treten zwei Momente in den Vordergrund: das erste besteht darin, daß der überwiegende Theil des Zigeunerthums eine der Landessprachen, in erster Reihe das Magyarische, als Muttersprache bekennt und gebraucht; das andere, dass über die Hälfte der Zigeuner ihrer ursprünglichen Muttersprache nicht mehr mächtig ist. Wir haben gesehen, wie in der Regulation Kaiser Josef II. der Gebrauch der Zigeunersprache bei harter körperlicher Strafe untersagt worden war. Doch hatten diese Verbote und Strafen keinen Erfolg, wohl aber andere Factoren.

Mit der Sprache geht es dem Zigeuner wie mit der Religion: er nimmt die Sprache der Umgebung an, die Sprache derjenigen, mit denen er in Berührung kommt. Hiezu ist er schon deshalb gezwungen, weil seine isolierte Sprache außer ihm gar Wenige verstehen. Der Zigeuner erlernt eine andere Sprache leicht und schnell, spricht sie aber mit einem eigenthümlichen Accent, der ihm auch dann anhaftet, wenn er das Zigeunerische gar nicht kann.

Was nun die Sprachkenntnisse der Zigeuner überhaupt anbelangt, so ist als Hauptergebnis der Erhebungen vor allem zu merken, dass die Mehrzahl (52·16%) des Zigeunerischen nicht mächtig ist. Diese Thatsache darf unzweifelhaft als bestimmtes Zeichen dafür

betrachtet werden, dass dieses Volkselement sich im allgemeinen von seiner ursprünglichen Rasse entfernt und den anderen Volkselementen des Landes nähert. Dr. A. Hermann sagt zutreffend: „Die Zigeunersprache ist abgelebt, abgenützt und weniger lebensfähig und scheint ein den Verhältnissen nicht mehr entsprechendes Organ von erschlaffter Function zu sein, weshalb ihr Schwund etwas ganz natürliches ist. Das Aussterben ist übrigens ein sehr interessantes und lehrreiches Beispiel dafür, wie ein ganzes Volk die Sprache vertauschen kann mit Beibehaltung und Aufrechthaltung seines anthropologischen und sonstigen ethnischen Charakters und Wesens." Dabei beobachtet man noch die interessante Erscheinung, dass bei den Zigeunern die Männer ihre zigeunerische Muttersprache treuer bewahren als die Weiber, welche doch sonst weit mehr an der Tradition festzuhalten pflegen.

Was nun die Frage anbelangt, welche Sprache an die Stelle der zigeunerischen tritt, so zeigt die Zählung folgende Ergebnisse. Es waren nach der Muttersprache:

	Männer	Weiber	Zusammen	In Procenten
Magyaren . .	52.055	52.695	104.750	38·10
Zigeuner . .	41.740	40.665	82.405	29·97
Deutsche . .	1.184	1.212	2.396	0·87
Slovaken . .	4.825	5.032	9.857	3·59
Rumänen . .	33.882	33.164	67.046	24·39
Ruthenen . .	1.021	987	2.008	0·73
Croaten . .	161	145	306	0·11
Serben . .	3.041	2.820	5.861	2·13
Andere . . .	161	150	311	0·11
Zusammen .	138.070	136.870	274.940	100·00

Vergleicht man diese Auftheilung des Zigeunerthums nach der Muttersprache mit den Wohnverhältnissen der Zigeuner, so ergibt sich, dass die Sesshaftmachung die Assimilierung- und Vermischung- ungemein fördert, während der Zustand und die Lebensweise der Wanderzigeuner der geeignetste und wirksamste Factor für die Aufrechthaltung zigeunerischer Nationalität und Eigenart ist. Hinsichtlich des Einflusses, welchen nichtzigeunerisches Volksthum auf die Zigeuner ausübt, ist zu bemerken, dass der Einfluss des Rumänen- oder Walachenthums der relativ größte ist. Unsere Vorlage erklärt diese Thatsache durch den Umstand, weil „unter allen unseren heimischen Völkerschaften die Walachen betreffs einiger charakteristischer Rasseneigenthümlichkeiten den Zigeunern am nächsten stehen. Die

Walachen (Rumänen) sind auch ein eingesickertes Nomadenvolk, mit wenigen sedentären Anlagen nicht gar alten Datums; sie haben keine besondere Lust zum Ackerbau und beschäftigen sich lieber mit Viehzucht; die äußeren Umstände, die Lebensweise und Beschäftigung trifft auf manche Berührungspunkte zwischen den betreffs des Temperaments übrigens genug differencierten beiden Völkern. Auch der Walach ist in seinem Fatalismus resigniert, kann entbehren, begnügt sich mit wenigem, ist anspruchslos, sorgt nicht für die Zukunft und entwickelt nur so viel Activität, als zur Befriedigung der Alltagsbedürfnisse des primitivsten Lebens unumgänglich nothwendig ist. Auch auf der Schattenseite der ethnischen Auffassung und der Begriffskreise, des Gemüthes und der Volksseele finden wir manchen verwandten Zug. Hingegen schlummern sehr viel schöne Anlagen und gute Eigenschaften in beiden Rassen und neben ihrem Zurückbleiben in der Cultur haben sie viel Culturfähigkeit. Die Liebe zur freien Natur, dichterisches, künstlerisches Gemüth, eine gewisse rohe Urkraft und eine große Zähigkeit ist beiden Rassen gemeinsam. Das Zigeunerthum hält sich in den größten Massen in den von Walachen bewohnten Gegenden auf. Hier steht der Walach sozusagen am äußersten Rande der Gesellschaft, der Cultur des wirtschaftlichen Lebens, aber noch immer innerhalb der Peripherie derselben; das Zigeunerthum aber steht zum Theile schon außerhalb derselben. Deshalb berührt es sich in erster Reihe mit dem ihm näherstehenden, sich ihm nicht verschließenden walachischen Element, es schmiegt und heftet sich demselben an und schmilzt schließlich in dasselbe hinein. Dieser Verwalachisierungsproceß ist die beachtenswerteste Erscheinung in den Nationalitätsverhältnissen der Zigeuner."

Angesichts der schon berührten Thatsache, dass die Kinder der Zigeuner nur selten die Schule regelmäßig und längere Zeit besuchen ist es nur eine natürliche Folge, wenn auch der allgemeine Bildungsstand dieses Volkes ein überaus niedriger ist. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens gehört daher unter den Zigeunern zu den Ausnahmen. Die Zahlen verkünden hier sehr traurige Wahrheiten. Es waren nämlich von den Zigeunern über sechs Lebensjahren bloß 5·38% des Lesens und Schreibens kundig, 0·39% konnten nur lesen und 93·74% besassen gar keine Schulbildung; von 0·49% war diese nicht zu eruieren. Den Tiefstand der Bildung zeigen die Zigeuner in Siebenbürgen, relativ am besten bestellt ist es hierin in den Landestheilen am rechten Donauufer, wo 12·41%, und im Donau-Theißbecken, wo 10·20% der Zigeuner die Kenntnis des Lesens und Schreibens nachwiesen.

Am Schlusse unserer Skizzen werfen wir noch einen Blick auf das wichtige Capitel über die Beschäftigung der Zigeuner. Hierbei gilt im allgemeinen der Satz: der Zigeuner lebt in der Regel nicht vom Erwerbe seiner eigenen Productivität, sondern als Consument von den Abfällen der Gemeinproduction. Zwar begegnen wir ihm auf den Stufen des niederen Wirtschaftslebens als Handwerker und seltener als Arbeiter bei der Urproduction; allein auch die einbekannte ordentliche Beschäftigung ist bisweilen nur scheinbar und dient oft nur zur Bemäntelung unerlaubter Erwerbsarten. „Wenn man die Erwerbszweige der Zigeuner untersucht, so muss man hierbei redliche und unredliche unterscheiden. Zur ersteren Gattung gehört in Ungarn vor allem die Musik, dann das Schmiedehandwerk, die Goldwäscherei, das Holzschnitzen; seltener sind die Zigeuner Bürstenbinder, Ziegelstreicher, Maurer, Draht- und Haarflechter, am seltesten Taglöhner und Feldarbeiter. Unredliche Erwerbszweige des Zigeuners sind der Betrug, namentlich in den Formen von Traumdeuterei, der Wahrsagerei, der Kartenschlägerei und der Schatzgräberei; zu ihnen gesellt sich der betrügerische Pferdehandel, die Curpfuscherei, die Vertilgung von Mäusen, Ratten und anderem Ungeziefer; endlich, doch nicht zuletzt, das Gewerbe des Diebstahls im weitesten Sinne; Raub und Mord sind indessen bei Zigeunern selten." [1]) Unsere Vorlage sagt deshalb mit Recht: „Die Zigeuner bedeuten bei uns in ihrem heutigen Zustande ein beträchtliches nationalökonomisches Deficit, sie verzehren mehr, als sie producieren, sie verbrauchen mehr als sie erwerben und sie lassen viele zur Production geeignete Fähigkeiten brach liegen und verwenden ihre Kräfte nicht zum Gemeinwohle und zum wahren Wohle ihrer selbst, sondern sie vergeuden dieselben weit eher im Kampfe gegen die Gesellschaft." Eine wirksame Civilisierungsarbeit wird demnach bei der Regelung des Erwerbs- und Arbeitswesens der Zigeuner beginnen und unablässig fortsetzen müssen. „Über den Schulbesuch, der eigentlich berufen ist, die Beschäftigung der Unerwachsenen in einer fürs Leben vorbereitenden Weise zu regeln, ist die Erziehung, Gewöhnung, ja mit Maß und Ziel die Nöthigung zu einer ordentlichen, berufsmäßigen, broterwerbenden, lebenerhaltenden Thätigkeit die erste Aufgabe und Bedingung der Regulierung der Zigeunerangelegenheit, der Regenerierung der Zigeunerrasse."

In Bezug auf den letzten Punkt bleibt allerdings zu bemerken, dass die Civilisierung des Zigeunerthums in ihren Folgen die Absor-

---

[1]) Schwicker, a. a. O., S. 118.

bierung und Assimilierung desselben mit anderen, culturell höher stehenden Volkselementen unabweislich nach sich zieht, somit keine „Regenerierung", sondern ganz eigentlich die Schwächung und Vernichtung dieser Rasse bedeutet.

Bei Untersuchung der zigeunerischen Beschäftigungen fällt vor allem die geringe Zahl der zur „Intelligenz" gehörigen Zigeuner ins Auge. Die Conscription fand unter ihnen insgesammt nur 9 Männer und 23 Frauen unter ihnen, welche „intelligente" Berufsarten (Musiklehrer, Lehrer, Hebammen, Notariatspraktikanten, Diurnisten, Kanzlisten und Beamte) vertraten. Überdies wurden 142 Männer und 10 Frauen conscribiert, die zur „intelligenten" Dienerclasse (Kleinrichter, Kanzlei- und Schuldiener, Wächter, Wegeräumer, Brief- und Depeschenträger u. s. w.) gehörten.

Aber auch auf dem Gebiete der Urproduction, insbesondere beim Ackerbau, ist der Zigeuner, wie schon bemerkt, selten anzutreffen, obgleich die älteren Zigeunerregulierungen unter Maria Theresia und Josef II. gerade auf die Gewinnung der Zigeuner für den Ackerbau das Hauptgewicht gelegt und darum für sie auch die Benennung „Neubauern" vorgeschrieben hatten. In neuester Zeit machte der ausgezeichnete Kenner des Zigeunerthums, Se. k. u. k. Hoheit der Herr Erzherzog Josef, dessen warmes Interesse für das verwahrloste Zigeunervolk bekannt ist, abermals die hochherzigste Anstrengung, um die Zigeuner an den Ackerbau zu gewöhnen. Mit großen Opfern legte der menschenfreundliche Erzherzog auf einer seiner Domänen zwei Zigeunercolonien (Bánkút und Gödöljárás) an, stattete diese mit ordentlichen Wohnhäusern aus, wählte umsichtig die tauglichst scheinenden Colonisten, versah diese mit dem Nöthigsten zum Lebensunterhalte und zur Ackerarbeit, überwachte selber die Durchführung aller getroffenen Anordnungen und Verfügungen, ja er gieng in der Arbeit persönlich mit gutem Beispiele voran. Er begab sich eines Tages hinaus auf das Feld und begann selber mit der Haue zu arbeiten. Das braune Volk griff anfangs wacker zu, war jedoch gar bald völlig erschöpft. Ein Wirtschaftsbeamter wies auf das Beispiel des Erzherzogs hin, worauf sie bemerkten: „Se. Hoheit hat es leicht, er ist an die Arbeit gewöhnt — wir aber nicht." Und was geschah? Eines schönen Morgens standen die Häuser in den beiden Zigeunercolonien leer, die Zugvögel hatten sie verlassen und sind nicht wieder zurückgekehrt.

Der Ackerbau widerspricht sowohl dem Naturell wie der physischen Beschaffenheit des Zigeuners, und es ist deshalb eine ganz richtige Be-

merkung unserer Vorlage, daſs „die Zigeuner nur zu solchen Beschäftigungen anzuhalten seien, zu denen sie eine Neigung, Anlagen und Eignung besitzen“. Die Zigeunerzählung vom Jahre 1893 führt 7315 Feld- und Gartenbesitzende, 2773 Pächter an; ackerbautreibende gab es 2206, landwirtschaftliche Diener 2518 und Taglöhner 1123. Die relativ meisten ackerbautreibenden Zigeuner findet man im Theiß-Marosbecken und in Siebenbürgen.

Mit dem Berg- und Hüttenwesen befassen sich 115 Männer und 5 Weiber, denn auch zum eigentlichen Bergbau ist der Zigeuner nicht geeignet. Dagegen besitzt er eine geschickte Hand, ist erfinderisch, pfiffig und kann mit den primitivsten Werkzeugen gut umgehen und auch das geringste Material verwenden. Er taugt deshalb vor allem zum Handwerk. Man hatte dies schon bei den früheren Zigeunerregulierungen erkannt und deshalb den harten Befehl ertheilt, den Zigeunereltern die Kinder wegzunehmen und diese zu gewerbetreibenden Meistern in die Lehre zu geben. Der Erfolg war auch hier ausgeblieben. Der Zigeuner vermag das Handwerk nur schwer zunftgemäß, regelrecht zu erlernen; der zigeunerische Gewerbetrieb hat vielmehr den Charakter der Haus- und Volksindustrie.

Ohne uns in die Detailausweise über die Betriebe der verschiedenen Gewerbszweige einzulassen, geben wir hier nur eine allgemeine Übersicht nach den gewerblichen Gruppen. Danach beschäftigten sich mit

	Männer	Frauen	Zusammen
Metallarbeit	17.020	694	17.624
Holzarbeit	4.138	1.415	5.553
Flechtarbeit	1.633	1.207	2.840
Bauarbeit	9.385	6.010	15.395
Bekleidungsarbeit . . .	783	8	791
Verkehrswesen	130	9	139
Abdeckerei ꝛc.	431	7	438
Seil- u. Bürstenbereitung	28	4.135	4.163
Textilindustrie	—	2.530	2.530
Andere Frauenarbeit .	—	408	408
Sonstiges Gewerbe . .	382	243	625
Zusammen .	33.930	16.576	50.506

Wie diese Übersicht zeigt, steht unter den gewerblichen Beschäftigungen der Zigeuner die Metallarbeit an der ersten Stelle, und zwar machen hier die Schmiede die größte Zahl (36·5%) aus. Die

Zigeuner treiben das Schmiedehandwerk seit Jahrhunderten, sie sind in Ungarn, namentlich in ärmeren Gegenden auf dem Lande unentbehrlich. An vielen Orten wohnen sie in der Gemeindeschmiede und beziehen von der Gemeinde einen festen Lohn. Neben den Musikern sind die Schmiede die populärsten und sympathischesten Gestalten des Zigeunerthums. Freilich betreiben sie dieses Gewerbe fast ausschließlich als einen Zweig der Volksindustrie, wobei Weib und Kinder mithelfen und die primitivsten Werkzeuge benützt werden. Besonders zu unterscheiden sind die Nagelschmiede, die in den nördlichsten Theilen des Landes in großer Zahl vorkommen; dann die Kesselschmiede und die Kesselflicker, diese typischen Gestalten der zigeunerischen Wanderindustrie. Auch die Bohrerverfertiger sind zumeist Wanderer, denen man in den Landestheilen am rechten Donauufer öfter begegnet. Die Blech- und Kupferschmiede kommen nur in geringerer Anzahl vor, jene im Donau-Theißbecken, diese am linken Theißufer, wo auch die Spengler in größerer Anzahl zu treffen sind. Wenig an Zahl sind noch die Kuhglocken- oder Schellenmacher (am linken Theißufer, Comitat Ugocsa), die Messerschmiede und Schleifer (Comitat Arad). Bei der ausgesprochenen Vorliebe und der unleugbaren Geschicklichkeit der Zigeuner für die Metallarbeit hat eine künftige erzieherische Staatsverwaltung gerade hier die Hebel zur gesellschaftlichen Regulierung des Zigeunerthums einzusetzen.

Die Holzarbeiter unter den Zigeunern verfertigen in waldigen Gegenden, meistens an Ort und Stelle der Holzproduction selbst, mit den einfachsten Werkzeugen primitiv geformte Holzgefäße (meist Mulden) und Geräthe (Löffel) für die Culturbedürfnisse des Landvolkes. Unter diesen Holzarbeitern gibt es seßhafte und Nomaden; selbstverständlich trifft man sie nur in den Waldgegenden im nördlichen und östlichen Ungarn und in Siebenbürgen. Hier gibt es auch zahlreiche Kohlenbrenner (2251) unter den Zigeunern, die fast ausschließlich der Kategorie der ständig ansässigen angehören.

Die Flechtarbeiter verfertigen aus Ruthen, Rohr u. dgl. Haushaltungsgeräthe, wie Körbe, Besen, Matten, auch Siebe u. dgl. Diese Arbeiten sind namentlich für die Kinder und für die Alten angemessene hausindustrielle Beschäftigungen und auch beim Volke beliebt. Man findet diese Gruppe der Zigeunerarbeiter am häufigsten in Siebenbürgen; im Theiß-Marosbecken sind sie dagegen äußerst selten anzutreffen.

Die mit der Bauarbeit beschäftigten Zigeuner sind theils solche, welche das Baumaterial zubereiten (Maurer und Dachziegelbrenner,

Ziegel- oder Lehmstreicher) oder solche, die das Gebäude erbauen und es ausformen (Maurer, Ausschmierer). Die große Mehrzahl dieser Arbeiter befasst sich nur mit den untergeordnetsten Bauarbeiten, nur wenige erheben sich bis zum Maurerhandwerk. Je tiefer die Bauthätigkeit bei dem Volke steht, desto mehr Zigeuner finden dabei Verwendung.

Über die sonstigen Zweige der Zigeunerbeschäftigungen gehen wir rasch hinweg und verweilen nur noch für einen Moment bei den vorwiegenden oder ausschließlichen Frauenarbeiten. Diese Beschäftigungen sind volkswirtschaftlich wenig bedeutend. Bemerkenswert erscheint, dass die Seiler- und Bürstenbinderarbeiten von den Zigeunerinnen bevorzugt, von den Männern aber verschmäht werden. Die ausschließlich weiblichen Arbeiten umfassen Spitzenklöppeln (127 Personen), Spinnen und Weben (1261), weibliche Handarbeiten (1074) Fabriksarbeit (Tabakfabrik 55), Tünchen (66), Waschen (255) u. a.

Unterscheidet man die eine bestimmte Beschäftigung treibenden Zigeuner nach den drei Kategorien der Sesshaftigkeit, so entfallen von den 33.930 männlichen Gewerbetreibenden auf die ständig ansässigen 79·78%, auf die länger verweilenden 11·95%, auf die Wanderzigeuner 5·70%, auf das Militär 0·94%, auf die Inhaftierten 1·63%. Von 16.576 Frauen waren ständig ansässige 83·99%, länger verweilende 12·09%, wandernde 3·58%, inhaftierte 0·34%.

Der Zigeuner hat, wie schon bemerkt, auch Neigung und Anlage für den Handel in seinen niederen Stufen und primitiveren Formen. Sein Handel ist daher beschränkt, ohne volkswirtschaftliche Bedeutung und wird höchstens durch Verwertung von Abfällen und sonst wertlosen Gegenständen einigermaßen gemeinnützig. Noch ist der Zigeunerhandel durch die Neigung zur Übervortheilung des Käufers, durch seinen hinterlistigen betrügerischen Charakter gekennzeichnet. Bei diesem Handel sind die Frauen entschieden in der Mehrzahl und treten nur bei dem Viehhandel (namentlich beim Pferdehandel) in den Hintergrund. Mit Handel befassten sich 4453 Personen, hiervon waren etwa $^5/_9$ Frauen, $^4/_9$ Männer.

Ganz unbedeutend ist die Zahl der beim Verkehrswesen Beschäftigten, dagegen machen die Taglöhner die zahlreichste Classe der Zigeuner aus. Sie betragen fast $^1/_4$ der ganzen Zigeunerbevölkerung; beinahe $^3/_5$ davon entfallen auf Siebenbürgen, $^1/_7$ auf das Theiß-Marosbecken.

Indem wir die sonstigen Arten der meist wenig ehrenhaften Beschäftigungen der Zigeuner außeracht lassen, haben wir über die vor-

nehmste und intelligenteste Classe der ungarischen Zigeuner, nämlich über die Musiker noch einiges zu sagen. Unsere Vorlage bietet leider gerade über diese bedeutsamste Classe gar keine Aufschlüsse; auch ihre numerische Anzahl ist nur im allgemeinen mit 17.000 angenommen. Die Weigerung der Hauptstadt, bei der Zigeunerzählung mitzuwirken, ist eben hierin am meisten empfindlich gewesen. Ich erlaube mir über diesen Punkt einige Stellen aus meinem mehrfach erwähnten Buche „Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen" (S. 259 ff.) anzuführen.

In Ungarn ist das gewöhnliche Musikantenthum mit dem Zigeunervolke derart verbunden, dass das Volk hierzulande jeden Musikanten einen „Zigeuner" nennt.

Die Zigeunerkapelle, die in der Regel aus fünf bis sechs, selten aus mehr Mitgliedern besteht, bedient sich vorwiegend der Streichinstrumente; Trompete und andere Blech- oder Blasinstrumente (die Clarinette ausgenommen) liebt der Zigeuner nicht. Außer der Geige (zigeunerisch „Schetra") ist ihm das Cymbal (Schlagzither, Hackbrett) das liebste Musikwerkzeug. Die musikalische Kunst erlernt der Zigeunerjunge in früher Jugend, oft ohne besondere Anleitung. Er folgt dabei nur seinem Gehör und bringt es auf dem rein naturalistischen Wege zuweilen zu unglaublicher Fertigkeit. Ist der Vater selbst Musiker, dann zeigt er dem Burschen einzelne Handgriffe, gibt ihm Weisungen über Haltung, Bogenführung, Begleitung u. s. w. Zeigt der Knabe Talent, dann nimmt ihn der Vater frühzeitig auch in seine Musikkapelle mit. Notenkenntnis ist bei den meisten Zigeunermusikern noch immer selten, obgleich sie mehr und mehr zunimmt. Die Musikstücke erlernt der Zigeuner durch Vorspielen oder Vorsingen; zuweilen halten sie sich einen notenkundigen Musiker, der mit ihnen neue Stücke einübt und für sie diese Stücke auch instrumentiert. In der ungarischen Musik selbst bedarf jedoch der Zigeuner keiner besonderen Unterweisung. Man singt oder pfeift ihm die Melodie vor, sofort spielt sie der Primgeiger nach und die Begleitung folgt erst versuchend, dann aber bei der zweiten und dritten Wiederholung schon mit voller Sicherheit und Freiheit.

Franz Liszt stellte bekanntlich die Behauptung auf, die Magyaren hätten ursprünglich gar keine Nationalmusik gehabt, sondern eine solche erst durch die Zigeuner erhalten. Das war ein Irrthum, der längst widerlegt worden ist. Das jedoch ist Thatsache, dass kein anderer Musiker den Charakter der ungarischen Nationalmusik in

gleicher Weise auszudrücken vermag wie eben nur der Zigeuner. Von daher schreibt sich die weite Verbreitung und die große Beliebtheit dieser Musiker in Ungarn, deren künstlerische Leistungen selbstverständlich sehr verschieden sind. Bei den besseren Zigeunermusikern bewundern Kenner den lebhaften Geist, das warme Gefühl, welches die Zigeunermusik beherrscht. „Der Zigeuner wird bei seinem Spiel durch keine Aufmerksamkeit für das Notenblatt von der vollen Hingabe an sein Instrument zurückgehalten. Ihn selber erfasst die Gewalt der Töne, die seinen Saiten entströmen. Vom eigenen Spiele begeistert und erwärmt, senkt sich sein Haupt mählich und mählich tiefer zu seiner Violine herab, bis zuletzt seine Wange auf derselben ruht; mit vorgebeugtem Körper führt er seinen Bogen und lauscht mit voller Hingebung den entlockten zauberischen Tönen, so dass ein schulgerechter Virtuose vor diesem warmen Ausdrucke des lebendigen Gefühles, vor diesem Versenken in die Tonwellen, vor diesem Verschmelzen des Musikers mit seiner Kunst zurückstehen muss."

Und dann erst die Wirkung auf die lauschende Zuhörerschaft! Wie das elektrisch durch die Glieder zuckt, wie das in die Seele fährt! In sanften, weichen Molltönen hebt das Adagio an und ladet zu ruhigen rhythmischen Bewegungen; es ist ein Sehnen und Seufzen, das ungestillte Verlangen nach dem geträumten Glücke, die vordrängende Begierde nach der nahenden und entweichenden Geliebten, die Trauer um entschwundene schönere Tage. Doch — plötzlich schlägt der Ton in Dur über, das Tempo wird rascher und rascher, die Melodie stürzt überquellend hervor, im rasenden Fluge, im betäubenden Wirbel erfasst sie den Jüngling, durchwühlt sie den Mann, dass er in hellen Jubel ausbricht und dem sinnbetäubenden Taumel sich ergibt. Wie da die Töne durcheinander jagen, sich überstürzen, dem schäumenden Meere gleich. Oben auf den Tonwellen aber schaukelt in übermüthiger Keckheit triumphierend die Melodie, bald schwillt sie empor, bald taucht sie nieder, um dann im neuen Siegeslaufe nach oben zu dringen! Doch ebenso plötzlich wie der Sturm die Brandung hervorgerufen, ebenso rasch fällt sie in das vorige melancholische Sehnen und Schmachten wieder zurück. Es ist wahrhaftig „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", ein Bild des ungarischen Sprichwortes: „Der Magyar freut sich unter Thränen . . ."

Und so schließe ich diese flüchtigen Andeutungen über die sehr dankenswerten Ergebnisse der Zigeunerzählung vom Jahre 1893 mit den Schlussworten meines Buches: „Die geistige, sittliche und sociale

Roheit und Verthierung des Zigeuners ist größtentheils das Product der Verlassenheit und Verwahrlosung, in welcher] dieses Volk (allerdings hauptsächlich nach eigenem Willen) bisher gelebt hat und großentheils auch heute noch lebt. Dass dem Volke die Anlagen und Fähigkeiten zu einer intensiven und fruchtbringenden geistigen und körperlichen Thätigkeit nicht mangeln, beweist die Erfahrung. Es gilt nur die richtigen Maßregeln mit Umsicht und weiser Schonung, aber auch mit Strenge, Energie und Ausdauer zu treffen, und das Resultat wird ein günstiges sein." ... „Möge dem Volke die Zukunft günstiger sein und die sanften Bande der geistigen und sittlichen Cultur auch den verachteten, gemiedenen und verjagten Zigeuner zum ebenbürtigen und gleichberechtigten Bürger des Landes erheben; mögen sie ihm, dem flüchtigen und heimatlosen Sohne der Heide, ein trautes Heim und ein geliebtes Vaterland erwerben!"



Weihnachten in Langesthei.[1])

Von Prof. Chr. Hauser.

Innsbruck.

In unmittelbarer Nähe der Haltestelle Wiesberg am rechten Ufer der wilden Trisanna, hart am Eingange in das Paznaun, steht auf einem mit Fichten dünn besetzten, vom Gebirge durch einen Einschnitt sich ablösenden Felsenhügel das alte, seit den Fünfzigerjahren unbewohnte Schloß Wiesberg, welches heute fast einer Ruine gleicht. Hoch in die Lüfte ragende starke Mauern zeugen noch von dem ehemaligen Dasein des gewaltigen, kühnen Baues, den in den Jahren 1350 bis 1799 reiche und mächtige Grafen, mitunter selbst erlauchte Landesfürsten von Tirol im Besitze hatten. Im Volksmunde geht die Rede, das Schloss berge noch heutzutage große funkelnde Schätze, die zuzeiten „blüa", d. h. sichtbar werden, welcher jedoch habhaft zu werden äußerst selten gelinge. Solcher Sagen über das Schloss Wiesberg gibt es mehrere; ich will hier nur zwei mittheilen:

1. Das Kegelspiel.

„Ein Knabe aus dem ‚Burgfried' hatte in dem benachbarten Walde Reisig gesammelt und war mit seinem Bündel bis unmittelbar

[1]) Dorf in Paznaun, Bezirkshauptmannschaft Landeck, Tirol.

vor das Schloss Wiesberg gekommen. Daselbst sah er zu seinem größten Erstaunen eine Kegelbahn, auf der mehrere schwarzgekleidete Herren spielten. Dieselben winkten ihm, ohne ein Wort zu sprechen, er solle ihnen die Kegel aufsetzen und die Kugel herausrollen lassen. Der Knabe dachte bei sich: ‚Nu das sind Landecker Herren, die mir für das Kegelaufsetzen nicht sonderlich viel geben würden; indes will ich ihnen auf kurze Zeit diesen Gefallen erweisen.' Dann setzte er den Herren eine ziemliche Weile die Kegel auf, ohne dass sie ihm einen Heller gegeben hätten. Den Knaben verdross dies, und er sagte leise zu sich selbst: ‚Noch während ein paar Spiele unterziehe ich mich dieser Mühe, dann aber gehe ich meines Weges nach Hause.' Die Herren schoben weiter; bald aber war das Spiel zuende. Jetzt deuteten sie dem Knaben, er solle als Entschädigung für seine Mühewaltung Kugel und Kegel mit sich nach Hause nehmen. Derselbe aber sagte zu sich: ‚Was soll ich mit diesem lumpigen Kegelspiel anfangen? Das hilft mir zu nichts!' und er gieng, darauf vollständig verzichtend, fort. Da hörte er im Schlosse drinnen auf einmal laut und heftig weinen, und als er nochmals nach demselben umblickte, war von der Kegelbahn und den Scheibern nicht die mindeste Spur mehr zu entdecken."

Da von dem Schlosse Wiesberg noch jetzt die Sage geht, es liege in demselben ein goldenes Kegelspiel als Schatz, den bislang noch niemand gehoben habe, so ist es sehr wahrscheinlich, dass sich das angebotene Geschenk, hätte es der Knabe angenommen, in lauter Gold verwandelt hätte.

2. Das Goldstücklein.

„Ein Tobadiller Weiblein, eine etwas einfältige Person, kam einst durch Zufall zur äußeren G'fällbrücke, die in der Nähe des Schlosses Wiesberg, unmittelbar unter dem berühmten Trisannaviaduct, über die Sanna führt. Auf dieser Brücke standen eine Menge schwarzer Säcke mit großen Löchern, aus denen ganz wertlose Waren, wie alte Hodern, Glas- und Schüsselscherben, zerbrochene Wetzsteine u. dgl. hervorlugten. Die genannte Person dachte sich: ‚Wer mag doch diese alten Säcke mit dem lumpigen Zeug, das niemand dienen kann, hierher gestellt haben?' Sie musterte die Ware etwas näher und sagte schließlich: ‚Höchstens einen Wetzsteinstumpf könnte ich brauchen, um damit mein Sackmesser zu schärfen; einen solchen will ich mitnehmen.' Sie griff daher nach einem Stumpf, steckte ihn in ihren Kittelsack und gieng damit nach Hause. Daselbst angekommen, wollte sie den Wetzstein aus dem Sacke nehmen; doch sie fand ihn nicht mehr. Da griff sie tiefer in

den Sack, und siehe da, in dessen unterster Falte stieß sie auf eine kleine Münze, und als sie diese hervorlangte, war es ein funkelndes Goldstücklein! Ganz außer sich vor Freude lief das Weiblein wiederum hastig den Berghang zur erwähnten Brücke hinab, doch waren die Säcke mit ihrem Inhalte spurlos verschwunden."

Als man bei der Anlage der Arlbergbahn den großartigen, 86 *m* hohen und 100 *m* langen Trisannaviaduct, der knapp unter dem Schlosse die Enge des Paznauns überbrückt, erbaute, da wurde Wiesberg wieder der langen Vergessenheit und dem drohenden gänzlichen Verfalle entrissen und in einen besseren, mehr wohnlichen Stand gesetzt.

Nachdem ich in Wiesberg den Bahnzug verlassen, warf ich noch einen flüchtigen Blick auf das erwähnte umfangreiche Schloss, sowie auf die Wiesberg gegenüberliegende Paznauner Thalseite, wobei mein Auge unwillkürlich auf der Höhe droben den kleinen Weiler Valggenair streifte, dessen romanischer Name[1]) allein die Aufmerksamkeit der Sprachforscher schon öfter auf sich gelenkt hatte. Dann hieß es in die „Sandalen des heiligen Franciscus" treten und den schmalen, eisigen Fußweg zur neuen, im Sommer des Jahres 1890 durch wiederholte Erdabrutschungen beschädigten, doch sogleich wieder in fahrbaren Stand gesetzten Thalstraße hinabsteigen, in deren kostspieligen Bau die ausgedehnte, arme Gemeinde Kappl nur sehr ungern eingewilligt hatte. Unten bei dem neuen, Zollhause, das vorläufig wegen der Erdbrüche, die von dem steilen Abhange auf dasselbe herabzustürzen drohen, gar nicht bewohnt werden darf, angelangt, konnte ich nicht umhin, noch einige Augenblicke der Betrachtung der in schwindelnder Höhe schwebenden, gewaltig imponierenden Trisanna-Bahnbrücke zu widmen, bevor ich meinen Marsch durch den düsteren, zwischen Waldung und Felsen sich hinwindenden Eingang des Thales Paznaun in rascherem Schritte antrat. Diese Schlucht, das „G'föll" (Gefälle) genannt, sowie die an dieselbe stoßenden steilen Berglehnen waren vorzugsweise der Schauplatz, wo am 24. November des Jahres 1809 die wackeren Paznauner, die an einen Friedensabschluss Österreichs mit Napoleon (14. October)

---

[1]) Nach dem Altvater L. v. Steub („Rhät. Ethnologie", S. 109) vom roman. val de cane nero, Schwarzenhundsthal, oder de cannura oder d'aqua nera; nach S. H. in dem äußerst geistvoll geschriebenen „Beitrag zur Studie über Patznaun" (in: „Neue Tiroler Stimmen" v. J. 1887, Nr. 50 bis 54) Nr. 54 vom roman. val canaire . . ., oder val canair . . ., oder val canera = Thal des schwarzen Hauses.

gar nicht glauben wollten, die feindlichen Baiern zurückschlugen und deren weiteres Vordringen in das Thal erfolgreich hinderten. Interessant ist das Verhalten der Weiber vor dem Gefechte bei Giggl und im „G'föll". Ein Weib warf sich in der Antoniuskapelle auf dem sogenannten Griese schluchzend auf die Knie, streckte die Arme aus mit geballten Fäusten und schrie: „Heiliger Antoni, will halfa oder will nit halfa? I böt der sist mei Löpti' kan Vòt'runser mia!" („Heiliger Antonius, willst du helfen, oder willst du nicht helfen? Ich bete Dir sonst mein Lebtag kein Vaterunser mehr!") Als ein gewisser Zacharias Sailer auf das linke Ufer die Nachricht herüberbrachte, den Schützen gehe die Munition aus und der Feind bereite sich vor, auch auf dem Thalwege einzudringen, da kam die Übergabe zur Sprache. Als eine weibliche Reservegarde, die mit Heugabeln, Hacken, Sensen, Dreschflegeln und ähnlichen Werkzeugen ausgerüstet war, davon hörte, brach sie in Wuth aus und schrie: „Außi! außi ins G'föll! Miar wölla dussa di Koga mit Stâ derschlôga!" [1]) („Hinaus! hinaus ins Gefälle! Wir wollen draußen die Kerle mit Steinen erschlagen!") Und in der That waren es gerade die Weiber, welche von den hohen Felsenwänden herab zahlreiche Steine auf die Feinde warfen oder wälzten und gewiss manchen damit tödtlich trafen und in die wild tosende Trisanna hinunterstürzten. [2])

Etwa eine leichte Stunde mochte vergangen sein, als ich bei dem einzeln stehenden Gasthause „zur Sonne" ankam, wo ich wegen der empfindlichen Kälte, die ich fühlte, gerne zusprach, um meine fröstelnden Glieder zu wärmen und einen guten Kaffee zu schlürfen. Doch nicht allzu lange saß ich in der traulich warmen Gaststube, es trieb mich wieder hinaus ins Freie, um meinen noch zweistündigen Weg in die Heimat zurückzulegen. Eine kurze Strecke hinter dem erwähnten Gasthause, dem „G'föllhaus", erweitert sich das Thal, und die Landschaft wird belebter und freundlicher. Die Sohle bildet einen Kessel, den vorzeiten, wie die Volksüberlieferung mit aller Wahrscheinlichkeit behauptet, ein See füllte, weshalb auch die Ortschaft am rechten Ufer, etwas abseits von der Thalstraße, „See" genannt wird. Genauer hieß früher das Dorf oder die Gemeinde „am See" — in lateinischen Urkunden stets „ad Lacum". Wenngleich auch dem Laien der Dorfname See gut deutsch klingt, so hat es doch nicht an Gelehrten gefehlt, welche denselben

[1]) ô bedeutet langes, ò kurzes trübes a.

[2]) Vgl. hierüber Alois Flir, „Bilder aus den Kriegszeiten Tirols . . ." 2. vermehrte Auflage (Innsbruck 1878), S. 120 bis 150.

lieber aus dem Keltischen zu deuten versuchten.[1]) — Ich gieng meines Weges weiter, wobei ich hier und da einen Blick auf die linke Thalseite hinüberwarf, wo auf der jähen Höhe droben mein Auge die zur Seelsorge Langesthei gehörigen kleinen Weiler „Flung" (roman. val lunga) und „Schrofen" (ital. scrofo, lat. scrupus) bemerkte. Ungefähr 2 *km* hinter dem idyllischen Dorfe See, unweit des rühmlich bekannten guten Gasthauses „Wald", zweigt der schmale, steile und nahezu eine Stunde andauernde Fußpfad nach dem sonnigen Alpendorfe „Langesthei" von der Thalstraße ab. Diesen schlüpfrigen, in fast gerader Richtung ansteigenden Pfad musste natürlich auch ich einschlagen, wollte ich mein heißersehntes Ziel, das mir schon längst im Geiste vorgeschwebt, erreichen. Etwa den dritten Theil dieses Bergpfades hatte ich glücklich im Rücken, als sich, freilich nur auf kurze Zeit, zu meiner nicht geringen Freude der milden Sonne goldener Ball im Süden zeigte, während die sogenannte „Veaderseite", sowie die Thalniederungen in tiefem Schatten lagen, weil diese Gegenden des engen Paznauns der Sonnenstrahlen regelmäßig von Martini bis Mariä Lichtmess vollständig entbehren. — Den kleinen Weiler „Gufl", der offenbar seinen Namen dem churn. cuvel, Höhle (ital. covelo) verdankt, ließ ich links liegen, und gar nicht mehr lange dauerte es, so hatte ich gut die halbe Höhe meines Zieles erstiegen. Da grüßte das stille Dörfchen mit seinen von Wind und Wetter gebräunten hölzernen Häusern und dem weißen Kirchlein freundlich zu mir herab, als wollte es mich herzlich bewillkommen. Der Name „Langesthei" — im Jahre 1624 „Langezthayen" geschrieben — stammt vom altdeutschen langez oder langiz, Lenz, und theia, mundartlich taa (churw. tegia, thea, ital. teggia, lat. attegia, Hütte), und heißt soviel als „Lenz-Sennhütte", Maiensäß. Voralters nämlich stand dort eine Senn- oder Alpenhütte und wurde dabei das Vieh im Frühling geweidet. Dem verehrten Leser dürften vielleicht die romanischen Weilernamen aufgefallen sein, die wir bisher angeführt haben. Dem diene die kurze Bemerkung: Der obere Theil des Paznauns (pozzignone,[2])

[1]) Z. B. S. H. Nr. 52 aus dem ir. di = klein, und a = Hügel, also dio, gezischt ausgesprochen ria oder zia, und wie anderswo in seo umgebildet.

[2]) So nach Steub „Rhät. Ethnologie", S. 76); nach anderen von pats = prats in auna = aqua, „Wiesen am Wasser", „Wiesen an der Ache", oder von pass in nau, „Gang am Wasser", weil in alter Zeit bei dem Weiler „Paznaun", von dem das ganze Thal seinen Namen erhalten, ein See gestanden haben soll; oder, was offenbar weit zusagender ist, nach A. K. (vgl. Bote für Tirol . . ." v. J. 1888, Nr. 187) von pezzignone, „guter, schöner Fleck Land".

Sumpf), welcher die Gemeinden Ischgl und Galtür in sich begreift, war ursprünglich romanisch, wie noch die zahlreichen romanischen Weiler-, Flur-, Bach- und Bergnamen beweisen. Auch die höher gelegenen Weiden und Alpen des unteren Thales mit den Gemeinden Kappl und See haben noch meist romanische Benennung, ein deutlicher Beweis, daß auch diese zuerst von Romanen bewohnt wurden. Dagegen sind romanische Weiler- und Flurnamen in den Niederungen des vorderen Paznauns sehr spärlich vertreten, ebenfalls ein Fingerzeig, daß Deutsche (Bajuvaren) zuerst hier die Wälder gelichtet und den Boden urbar gemacht und cultiviert haben. Schließlich sind manche romanische Appellativa[1]) als alte Überbleibsel noch heutzutage im ganzen Thale, namentlich im oberen, in den sonst deutschen Wortschatz eingestreut, wie denn das Paznauner Idiom bairische, alamannische[2]) und romanische Elemente verbindet. Während der Bewohner des „unteren" Thales (U. Th.) zumeist dem Oberinnthaler in Sprache und Sitten gleicht, ähnelt der von Ischgl (churn. Ischla) und Galtür (Cultura) schon vielfach dem benachbarten Engadeiner oder Montafoner; in Galtür sprechen noch gegenwärtig hoch-

---

[1]) Vgl. Alem. XVIII, 2, 135 f. — Vgl. außerdem noch: Arr f., Darangeld (lat. arra), Banna, Wagenkorb (gall. benna), Buger m., mageres, kleines Schaf (frz. bougre), Bulga f., lederner Sack (gall. bulga), Butza m., kleine Erdabrutschung (lat. puteus, ital. pozzo), Cispa f., Traubenmispel, Aronia rotundifolia Pers., Còrnâli n., leichtfertiges Weibsbild (ital. canaglia, frz. canaille), Còrnesti f., leichte Schelte auf ein Frauenzimmer, Contfuater n., Brieftasche, Cujô m., Flegel, Spitzbube (mundartl. ital. cojon), Focheza f., eine Art dünnen, zwischen zwei Eisenblechen gebackenen Kuchens (ital. focaccia), göscha v., stoßen, von den Widdern, (pic. coissier, cochier „mit den Hörnern stoßen", ital. cozzare; vgl. Diez, I, 143 f.), Gròlla f., Kügelchen am Paternoster, Grüscha plur., Kleien (ital. crusca), Gstòttla f., Schachtel (lat. scutula), Gstrau m., Hammel (ital. castrone), Lòbratscha f., verzerrter Mund (ital. labruccio), Lacka f., Lache (lat. lacus), Musla f., Maulkorb (engl. muzzle), Pfötscha m., junges Bäumchen (lat. picea, ladin. petsch, Fichte), Pilla m., kleiner Stadel in Bergwiesen (frz. pile, Haufe), pizga v., jucken (ital. pizzicare), Poppa, Puppe, Wickelkind (churw. pupa, Kind), rantsch, ranzig (lat. rancidus), Schòrmüzl m., Papierdüte (ital. scarnuzzo), Scharniggl m., neunblättrige Zahnwurz, Dentarta enneaphyllos L., Tròppla f., Falle, Fangeisen (ital. trappola), Wuramenta f, Murmelthier (aus lat. mus montis), Zegger m., Armkorb (ital. secchia) u. dgl.

[2]) Vgl. beispielshalber: Brinta f., Thalnebel, dussa, draußen, hussa, haußen, Fidli n., der Hintere, furt, fort, g'hött, gehabt, g'söt, gesagt, Hiana f., bogenförmige Handhabe an Eimern; Kaib m., grobe Schelte, kiba v., zanken, streiten, kli, klein, Koga m., Aas, dann Schimpfwort, Kröss n., Tannenreisig, Nöni m., Großvater, Plumpera, große bauchige Kuhschelle, Saufa f., Zieger in warmen

betagte Leute die walserische Mundart,[1]) sind also Walser- oder Schweizer-Alamannen.

Soeben schlug es 1 Uhr vom Thurme, als ich keuchend und im Schweiße gebadet den „Kirchplatz" des 1460 *m* hohen Alpendorfes Langesthei erreichte. Ich mußte hier einige Augenblicke ausruhen, um frischen Athem zu schöpfen, wobei ich die schöne Winterlandschaft mit den herrlichen, hoch ins Blaue ragenden Bergen bewundern konnte. Langesthei gerade gegenüber, die große schöne Alpe Gamperdun[2]) überragend, zeigten sich meinem fröhlichen Blicke das leicht besteigbare „Kreuzjoch" mit der pyramidenförmigen „Zwölfispitze" und etwas östlich davon der wenigstens durch seinen Namen berüchtigte, 3104 *m* hohe „Hexner" (das „Hexaköpfli"), an den sich, wenn auch nicht unmittelbar, die „Furggla" (furcola) und die mit einer prachtvollen Rundsicht lohnende und daher gerne besuchte Pyramide des „Rothpleißkopf" würdevoll anreihen. Über die stattliche „Kappler" Kirche und die zahlreichen Weiler hinweg, ganz im Hintergrunde des romantischen und an Naturschönheiten sehr reichen und doch noch leider viel zu wenig bekannten Paznaunthales, gewahrte ich im Südwesten die schimmernde, kühne „Ballunspitze", um von anderen ansehnlichen Spitzen und Kuppen, die in Sicht kamen, gänzlich zu schweigen, aus Furcht, ich könnte mit der bloßen Aufzählung einer Reihe meist unbekannter Namen die Geduld mancher Leser auf eine zu harte Probe stellen. Nachdem mein Blick noch die ausgedehnten, herrlichen Fichtenwaldungen der rechten Thalseite, sowie die vielen verstreuten Gehöfte der „Ganden" und „Neder", wo ich das Geburtshaus des berühmten Genremalers Matthias Schmid sofort erkannte, gestreift hatte, trieb ein innerer Drang mich wieder fort vom Kirchplatze, dem beliebten

---

Molken, Schübli (im oberen Thale = O. Th.: Schüblig) m., Wurst, Sugl m., ½—1jähriges Lamm, trüachta v. (O. Th.: trüa), Wachsen, Zunehmen, Zila oder Zileta f., Zeile, Reihe. — Weit mehr noch ist dies im O. Th. der Fall; ich erwähne nur: Autar, Euter, bitz, a bitz, ein wenig, Donstig, Donnerstag, dua, und dua, und dann, göstar (U. Th.: nacht), gestern, Gotta (U. Th. Totta), Taufpathin, Götti m.; Gucksa f., Schneegestöber, Kriasa f., Kirsche, Kriss (= Kröss im U. Th.), Nona f. (U. Th.: Nali n.), Großmutter, schölcha v., schimpfen, schelten, silfa v., weinen, Wong m., steile Berghalde. Beachte zudem noch die Dehnung des trüben a in: Bôrt m., Bôrta f., kôrta, Schôrta, Schwôrta, Wôrta u. s. w.

[1]) Vgl. A. Birlinger, „Rechtsrheinisches Alamannien" (Stuttgart 1890), S. 369 bis 375.

[2]) Vgl. den vorarlbergischen Alpennamen Gampertona, italienisch campo rotondo.

Versammlungsorte der Langestheier Bauern — mit Ausnahme des Herrn Curaten gibt es in Langesthei nur Bauern — vor und nach dem Kirchenbesuche. Kaum waren einige Minuten entschwunden, so stand ich mit freudepochendem Herzen schon an der Schwelle meines theueren Vaterhauses. Hierauf öffnete ich, nach Sitte der Bauern ohne Anklopfen, die niedrige Thüre und trat, den Hut auf dem Kopfe behaltend, unter Anwünschung einer guten Zeit, in die angenehm warme Stube. Kaum wurden meine Brüder und die Schwägerin meiner ansichtig, so liefen sie freudigst auf mich zu, umfassten und schüttelten tüchtig meine Rechte und begrüßten mich aufs herzlichste. „Gott grüaß' di ô' (auch), Christä", sprach der Bruder Alois, „bist döcht (doch) endli' köma (gekommen) af (auf) Weinicht! Miar (Wir) hôba di' schua nacht òlli' (schon gestern immer) derwörtet (erwartet). Wia hòt 's di' òlli' g'hött (gehabt) z' Sprugg? Höck' di' nu nidar und ruah' aus, dönn du bist g'wiss röcht möad (Setze dich nur nieder . . .)!" Leider hatte inzwischen der gute alte Vater das Zeitliche gesegnet; die liebevolle, um uns Kinder so zärtlich besorgte Mutter war bereits in meiner Jugendzeit einem tückischen Lungenleiden erlegen. Daher mischten sich in die Freude, welche mich beim Betreten meiner Geburtsstätte angewandelt, auch stille Thränen der Wehmuth. Indes mein erstes war jetzt, Hut und Winterrock abzulegen und mich auf die Bank hinter dem Tische zu verfügen, um etwas auszuruhen von dem langen und beschwerlichen Marsche.

Wie ich nun recht behaglich bei Tische saß, erkundigte ich mich selbstverständlich vor allem um das Befinden meiner theueren Brüder Chrysanth und Alois — der dritte, namens Quirin, weilte damals schon seit längerer Zeit in der schönen Landeshauptstadt Innsbruck und brachte es nicht übers Herz, auf Weihnachten seine geliebte Familie zu verlassen und nach Hause zu fahren — und meiner Schwägerin Thekla nebst deren bausbackigen Kindern. Hierauf brachte mir die Schwägerin, wie dies in Paznaun löbliche Sitte ist, ein Gläschen guten „Faulbeerers" (d. i. des Schnapses von der Frucht der Eberesche oder Vogelbeere, Sorbus aucuparia) zur Abkühlung, während ein Mädchen eine Flasche ausgezeichneten Quellwassers vom nahen Brunnen für mich geholt hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auf dem Tische der Kaffee in Begleitung eines tüchtigen Eierkuchens. Als alle in der Wohnstube Anwesenden mir ein „G'söng' Gott!" zum Speisen gewünscht hatten, da legte ich meine brennende Cigarre gerne beiseite und griff wacker zu. Weil ich seit

meiner bereits vor 6 Uhr Früh erfolgten Abfahrt von Innsbruck bis jetzt nichts Erhebliches zu mir genommen hatte, so war meine Esslust fürwahr eine sehr gesegnete. Während des Speisens ließ ich wiederholt meinen Blick in der warmen, getäfelten Stube herumgleiten und da bemerkte ich zu meinem innigen Wohlbehagen die schönste Ordnung und größte Reinlichkeit. Daher konnte ich nicht umhin, der Schwägerin hiefür meine vollste Anerkennung auszudrücken. Indes fiel mir gleich bei, dass heute ja der Vorabend des hohen Weihnachtsfestes sei, worauf sich jung und alt schon so lange gefreut. Daher Stube und Kammern säuberlich gewaschen, Tische, Bänke und Lehnstühle blank gescheuert und die kleinen Fenster spiegelhell gereinigt. Daher die ungewöhnliche Rührigkeit und Geschäftigkeit im ganzen Hause. Der Bruder Alois, welcher verheiratet und bereits Vater von vier rothwangigen, lebensfrohen Kindern ist, hielt einen tüchtigen Almkäse fest zwischen seinen Knien und hob davon mit einem großen Messer lange dünne Schnitten in reichlicher Zahl ab. Sodann nahm er einen weißen Brotlaib und darauf mehrere große, schöne Äpfel und machte aus diesen ebenfalls viele Schnitten. Alle diese Schnitten nun wurden auf einen Laden, in Gruppen gesondert, nebeneinander gelegt und in einem kühlen Gemache zum Trocknen bis zum zweiten Weihnachtstage aufbewahrt, wo sie dann nach dem vormittägigen Gottesdienste, der nur aus einem Hochamte bestand, in Teig gehüllt, in heißes Schmalz gegeben und darin gebacken wurden. Das sind die berühmten „Kücheln" (Kuchen), welche nebst den Krapfen und „Straua" (Strauben, Spritznudeln) oder „Koch" an hohen Festtagen den auserlesenen Mittagstisch der Paznauner zieren. Getrunken wird zu diesem Backwerke gegenwärtig gut gezuckerter Kaffee, der jetzt auch in Paznaun wie anderwärts stark verbreitet ist, ausgenommen es vertritt seine Stelle noch zuweilen wie früher eine süße „Kearschna-" (Kirschen-), „Biara-" oder Eibebensuppe. Es gibt im genannten Thale fünf solcher Tage, an denen regelmäßig der Paznauner, und sei er noch so arm, sich an den nahrhaften, wohlschmeckenden Kücheln zu Mittag erquickt. Diese „Kücheltage" sind: Das St. Stephansfest, der erste Sonntag in der Fasten,[1]) der Oster- und Pfingstmontag und das Fest Mariä Himmelfahrt. Mir sowie den Brüdern mundeten am zweiten Weihnachtsfeste besonders die fetten, im heißen Schmalze schwimmenden „Kasküachla", während die Schwägerin

[1]) Der sogenannte „Kassundig", an dem die Kücheln ausnahmsweise als Nachtmahl dienen.

und die lieben Kinder mit Vorliebe nach den schmackhaften, süßen Krapfen und Apfelkuchen griffen.

Der andere Bruder, Chrysanth, zerschnitt unter dem Druckmesser die unlängst in Pians — in Langesthei, das doch 277 Seelen zählt, gibt es gegenwärtig nicht einmal einen Tabakverschleiß oder eine Krämerei — gekaufte Tabakrolle, dann musste er in einem Holzschoppen für die beiden Feiertage eine große Anzahl Scheiter spalten, worauf er in dem Stadel mit dem Zerzausen („Zasa")[1]) des Pfriemenheues („Bürstigs") für das Vieh wieder vollauf zu thun hatte. Die Schwägerin schaltete und waltete zumeist in der rauchigen Küche und war gerade im Begriffe, die bereits früher bereiteten und geformten Krapfen im heißen Schmalz zu backen. Auch diese sind eigentlich für das Fest des heiligen Stephanus[2]) bestimmmt, doch werden bald nach dem Backen einzelne Stücke bereits am heiligen Abende den Familiengliedern zum Kosten (als Probe) verabreicht. Und siehe, ich hatte meinen Kaffee kaum zur Hälfte getrunken, so brachte die neunjährige Nichte Filomena schon einen Teller voll Krapfen auf den Tisch mit der freundlichen Einladung, dieselben zu versuchen. Weil ich von jeher ein besonderer Freund des Süßen, also auch dieses Backwerkes war, ließ ich mich nicht zweimal laden, sondern nahm davon ein Stück nach dem anderen und verspeiste es mit großer Lust. Auf diese Weise mochte ich wohl den halben Teller Krapfen geleert haben. Das Hauptingrediens der Paznauner Krapfen, welche fürwahr vortrefflich munden, namentlich zum Kaffee, sind fein gestampfte „Möga" (Mohn), zu denen noch weich gesottene und klein zertheilte gedörrte Birnen, Eibeben und Neugewürz kommen. Häufig fehlen die Birnen, seltener die Eibeben. Krapfen und Apfelkuchen essen wohl alle Leute gerne, besonders die Kinder und Greise, während die gefeierten „Kasküachla" zu ihrer Verdauung einen starken Magen voraussetzen und daher am liebsten und vorzugsweise von Männern und Jünglingen verzehrt werden. Die „Kasküachla" sind überhaupt das bevorzugteste Gericht Paznauns, über dessen enge Grenzen längst ihr Ruhm gedrungen ist.

Nach dem Essen betrachtete ich, um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen, mit Aufmerksamkeit und Muße die im Tischwinkel unter dem schwarz geräucherten Crucifixe angebrachte, bereits etwas

[1]) Zeisen, indem für ei (= mhd. ei) der Paznauner gedehntes a spricht.

[2]) Am Christfeste selbst gibt es zu Mittag Speckknödel nebst Fleisch und Speck mit Kraut.

alterthümlich aussehende Weihnachtskrippe, worin ein allerliebstes Christkindlein lag, umgeben von dem heiligen Josef und der seligsten Jungfrau Maria, von den Hirten mit weißwolligen Schäflein und von den Weisen aus dem Morgenlande; an der Decke der Krippe schwebten mehrere Gloriaengel. Links und rechts von dem Crucifixe hiengen an den getäfelten Wänden noch passende, an Weihnachten erinnernde Gemälde und andere Kupferstichbilder. Schade, dass diese Krippen, an denen die lieben Kleinen die innigste Freude finden, auch in den Familien der Thalbewohner immer seltener werden. Jetzt schlug es drei Uhr im nahen Kirchthurm, und sogleich erscholl das „Feierabendläuten", zuerst mit der kleinsten, dann mit der nächst größeren und endlich mit der größten Glocke, bis zuletzt alle zusammen im Chore klangen und mit reinen Stimmen durch die stillen Lüfte das kommende hohe Weihnachtsfest verkündigten. Des Bruders Kinder, welche sich bisher gegen mich ziemlich schüchtern und schweigsam benommen und meistens in der Küche als fleißige Zuschauer beim Krapfenbacken sich aufgehalten hatten, wurden jetzt allmählich etwas zutraulich und redselig und beantworteten zur Zufriedenheit all die Fragen, welche ich an sie über die Geburt des Christkindleins, die Ankunft der Hirten, über die Erscheinung der heiligen drei Könige u. s. w. gestellt hatte. Mit freudestrahlenden Wangen erzählten mir dann die Kleinen, wie auch heuer der heilige Nikolaus sie mit Kleidungsstücken, Schuhen und farbigen Strümpfen bedacht, desgleichen jedem eine Schüssel voll Äpfel und Birnen, Nüsse und gebratener Kastanien eingelegt habe. Vorzüglich hätten ihnen auch die „Eselmilchbrocken" vom heiligen Nikolaus gemundet. Auch vergaßen sie keineswegs der Mittheilung, dass der Vater heuer wiederum einen stattlichen schönen Weihnachtszelten gebacken, und drangen so lange in mich, bis ich endlich mit ihnen in eine Kammer gieng, worin fürwahr ein großer prachtvoller Zelten nebst vier kleineren, für die Kinder bestimmten Laiben auf einem Schranke lag.

Der Paznauner Weihnachtszelten hat regelmäßig eine runde, scheibenartige Form mit mäßig erhabener Oberfläche und misst im Durchmesser ungefähr 32 bis 34 *cm* und in der Dicke 8 bis 10 *cm*. Die Hauptmasse desselben bildet natürlich der aus Roggenmehl und Milch bereitete Teig, in den verschiedene Ingredientien eingeknetet werden. Das wichtigste darunter sind die zerschnittenen gedörrten Birnen, weshalb diese Zelten in Paznaun vorzugsweise „Biarazalta" genannt werden. Zu diesen Birntheilchen kommen noch Cibeben, Mandeln, — manchmal auch Kerne von der Zirbelkiefer oder Haselnuss — Anis

und einiges Gewürz. Gebacken wird dieses schmackhafte Brot beiläufig eine Woche vor Weihnachten. Das Geschäft des Backens besorgt allgemein der Familienvater selbst, da im Paznaunthale Bäckereien und Bäcker zu den seltensten Ausnahmen zählen. Jeder Hausstand, wenn er die Kosten hierzu erschwingen kann, bäckt sich einen stattlichen Zelten für Weihnachten. Hier und da werden auch für die Kinder der Familie eigene kleine mitgebacken. Kommt der Laib fertig aus dem Backofen, so wird er in noch heißem Zustande mit warmer Butter, in die der Dotter eines Eies gerührt wurde, auf der Oberfläche bestrichen, damit diese schön glatt und glänzend werde und eine hübsche gelbe Farbe bekomme, und harrt nun in behaglicher Ruhe der hehren Zeit des Anschneidens entgegen.[1])

Kommen wir nach der längeren Abschweifung wieder auf die eigentliche Sache zu sprechen. Aus der Kammer in die Wohnstube zurückgekehrt, öffnete ich den Handkoffer, den die Kinder schon längst neugierig betrachtet hatten, nahm für sie die in Innsbruck gekauften Kleinigkeiten heraus und vertheilte diese. Dem ältesten Mädchen, der fleißigen Filomena, sowie den zwei jüngeren, Maria und Francisca, gab ich beblümte wollene Kopftücher und dem zweijährigen munteren Knäblein, dem liebenswürdigen Johann, ein zierliches mit Spitzen versehenes Häubchen. Weil in dem „wilden Paznaun", wie es der verehrte L. v. Steub in seinen „Drei Sommer in Tirol" nennt, außer der Kirsche, die jedoch nur in der Niederung des Thales wächst, keine andere Obstart gedeiht, so hatte ich für die Kinder auch der Äpfel und Birnen, Nüsse und gebratene Kastanien sowie eines Kranzes Feigen nicht vergessen. Dazu gesellten sich schließlich noch einige geschnitzte Schäfchen und Pferdchen. Mit freudestrahlenden Augen nahmen die Kleinen diese Gaben entgegen, und nachdem sie sich bei mir aufs wärmste dafür bedankt hatten, rasch in die Küche hinaus, um ihrer Mutter diese Bescherungen zu zeigen.

Da es jetzt gerade an der Zeit war, wo das Vieh im Stalle gefüttert und getränkt werden sollte, so verfügte ich mich, weil ich von jeher ein großer Freund und Liebhaber der Hausthiere gewesen, ebenfalls dahin. In dem warmen neuen Stalle des Alois standen zwei schöne Kühe mit strotzenden Eutern, zwei fette Rinder, ein sogenanntes „Brienznerli" oder „Kölbsweiserli" (d. i. ein Kalb, das im ersten Jahre schon trächtig geworden ist), ein „Göltrind" (einjähriges Kalb)

[1]) Über die Verwendung des Paznauner Weihnachtszeltens vgl. den Aufsatz in „Bote für Tirol und Vorarlberg". Jahrgang 1889, Nr. 16 und 17.

und zwei junge Kälber; alle waren im besten Stande, säuberlich gestriegelt und gebürstet. Im Hintergrunde des Stalles bemerkte ich noch zwei meckernde Ziegen, die an Ketten hiengen und Laub rupften, und in einem Bretterverschlage einige blökende Schafe: eine „Öb" (Mutterschaf) mit zwei „Lömper" (Lämmern), zwei „Kilbera" (weibliche Schafe, welche noch nie gelammt haben) und einen gehörnten „Wider" (Widder). Auf meine Frage, ob die Schafe es hier nicht zu warm hätten, entgegnete der Bruder, er wisse wohl, dass der warme Kuhstall gewiss nicht der taugliche Ort für jene Thiere sei — denn nach der Bauernregel fordere das Schaf:

„Stöll' mi' afs Eis
Und fuetera mi' mit Fleiß" —;

indes besitze er vorläufig keine andere günstigere Räumlichkeit für dieselben. Ich gab mich mit der Antwort des Alois vollkommen zufrieden, doch fragte ich ihn, ehe ich den Stall verließ, noch, welche Behandlung die Ziege im Winter verlange. Da erwiderte der Bruder, diese Thiere liebten besonders die Wärme, und wusste mir zur Bekräftigung seiner Behauptung die zwei Sprüche anzuführen:

„Hòlt mi' wòrm
Und gim (gib) miar in hòlba Dòrm";

„Di Büaßa (gewisse Pflanzen) und d' Gaß' (Geißen)
Hòba's geara (gern) haß (heiß)."

Ich kehrte wieder nach Hause zurück und überlegte daselbst, was ich von nun ab bis zum Nachtessen thun sollte. In der Stadt ist man hierüber bald schlüssig; man geht auf ein Glas Bier oder Wein in das Gasthaus oder ins Café und liest die neuesten Berichte aus den Zeitungen. Ganz anders verhält es sich in Langesthei.

Das hiesige Wirtshaus, das übrigens schon seit mehreren Jahren regelmäßig nur an Sonn- und Feiertagen geöffnet ist, steht wirklich, wenn ich so sagen darf, „unterm Hund"[1]) — „sub cane" übersetzte einmal eines Abends in fröhlicher Laune einer meiner Collegen diesen schiefen Ausdruck. Außer schlechtem Schnapse, den auch kein, sonst gewiss sehr anspruchsloser Bauer mehr trinken will, birgt diese baufällige Hütte, worin man bis in die neueste Zeit bei Regenwetter oder beim Schmelzen des Schnees im Frühling gar nicht mehr unter Dach war, in ihrem moderigen Keller noch einen leichten, für die Noth hinreichenden Rothwein, von dem es allerdings auch fraglich ist, ob er

[1]) Die Verhältnisse haben sich jetzt etwas gebessert.

je Tirols feurigen Süden gesehen. Vom Speisen und Beherbergen der Fremden ist gar keine Rede, höchstens dass dem müden und hungrigen Gaste etwas saurer Käse und ein Stückchen Brot geboten werden können. Da hätte ein Verein zur Hebung des Fremdenverkehres ein noch üppiges Feld für seine ersprießliche Thätigkeit! Diese missliche Gasthausverpflegung steht fürwahr im grellsten Gegensatze zu der schönen, freien Lage und Umgebung des idyllischen Langesthei. Denn von diesem Dorfe aus ist die überaus leicht besteigbare, große Rundsicht bietende „Pezinspitze"[1]) (2546 *m*) in zwei Stunden zu erreichen, ja auch dem aussichtsreichen, 3153 *m* hohen „Blankahorn" sowie dem noch etwas höheren „Riffler" läßt sich von hier aus beikommen. „Ohne Reiseverkehr gibt's aber auch keine guten Wirtshäuser," sagt L. v. Steub in seinen Reiseschilderungen, und die Verpflegung ist daher in Langesthei sehr dürftig. Besser aufgehoben ist der Fremde in Kappl und See, am allerbesten in dem lieblich gelegenen Dorfe Ischgl, der stattlichen Metropole des Paznauns.

Unter solchen Umständen, und weil die Brüder jetzt im Stadel sowie später im Stalle beim Viehe vollauf beschäftigt waren, während die rüstige Schwägerin zumeist in der Küche zu thun hatte, hielt ich es, anstatt mich auf die „warme Ofenbank", an deren einem Ende ein sogenannter „Gütschli" als Kopfunterlage diente, zu legen und mich einem erquickenden Schläfchen zu überlassen, für angezeigter, meinen alten guten Nachbar, den biederen Gottlieb Zangerl, welcher mir früher viele Paznauner Idiotismen und manche Volkssage mitgetheilt hatte, mit einem Besuche zu überraschen. Kaum war ich in seine schön gewaschene Wohnstube getreten, so begrüßte mich dieser, sowie auch seine bereits erwachsenen braven Kinder mit einem kräftigen Händedrucke aufs wärmste und lud mich ein, bei dem großen runden Tische platzzunehmen. Ich aber setzte mich zu meinem geachteten Freunde auf die Bank neben dem warmen Kachelofen, wo es sich recht gemüthlich plauschen ließ. Man fragte sich gegenseitig, wie man sich befinde, und erzählte einander die wichtigeren Erlebnisse und Neuigkeiten, welche etwa seit meinem letzten Aufenthalte in Langesthei vorgekommen. Da mir indessen jeden Augenblick die drei Bauernsprüche, welche mir der Bruder Alois soeben in seinem Stalle genannt hatte und die mir so gut gefielen, in den Sinn kamen, so lenkte ich alsbald das Gespräch der Unterhaltung auf dieses mir interessantere Gebiet. (Schluss folgt.)

---

[1]) Vom roman. pezzino = kleine Spitze.

Die Anfänge des Fabrikswesens in Brünn.

Von **George Deutsch.**[1])

Brünn.

Der fabrikmäßige Betrieb der verschiedenen Zweige der Weberei und ihrer Hilfsgewerbe nahm in Brünn in den letzten Regierungsjahren der großen Kaiserin Maria Theresia ihren Anfang, in jener Zeit, in welcher eine einsichtsvolle Leitung der wirtschaftlichen Politik die Unzulänglichkeit der einheimischen Arbeitskräfte und Arbeitsmethoden durch die Heranziehung der ausländischen Intelligenz und Geschicklichkeit zu ersetzen suchte.

Schon im Jahre 1764 errichtete die Regierung in Brünn in der großen Neugasse eine Feintuchfabrik, überließ aber den Betrieb derselben einigen hervorragenden Mitgliedern des Handelsstandes. Da das Etablissement im Beginne seiner Thätigkeit sehr mangelhafte Erzeugnisse lieferte, wodurch es in einen ungünstigen Ruf kam, und die Ursache der mangelhaften Leistung nur zu bald darin gefunden wurde, dass die einheimischen Kräfte für diesen Fabricationszweig zu wenig geschult waren, so begab sich Leopold von Köffiler, ein Theilhaber der Fabrik, in das „Reich", um dort die geeigneten Persönlichkeiten für das Unternehmen zu engagieren. Seine Reise hatte den besten Erfolg. Es gelang ihm, in Johann Bartholomäus Seitter, einem geborenen Augsburger, welcher namentlich in Montjoie, wo damals die Tuchfabrication in einem besonders blühenden Zustande war, eingehende Kenntnisse erworben hatte, einen ausgezeichneten Leiter für die Fabrik zu gewinnen, und er ermächtigte denselben, sich das nöthige Hilfspersonal selbst zu wählen. Seitter rechtfertigte die in ihn gesetzten Erwartungen vollständig, und als er mit den von ihm aufgenommenen Mitarbeitern im Jahre 1773 an dem neuen Bestimmungsorte angelangt

---

[1]) Am 1. April 1896 starb zu Brünn der Verfasser oben stehender Studie, George Deutsch im 61. Lebensjahre. In ihm verlor die „Österreichisch-Ungarische Revue" einen treuen, unermüdlichen Mitarbeiter, der der Zeitschrift seit ihrer Gründung mit Ausdauer und Zielbewusstheit Gefolgschaft leistete. Eine stattliche darin erschienene Reihe von Aufsätzen gibt Zeugnis von der gediegenen, jeder Phrase abholden Sachlichkeit dieses Schriftstellers, von der Gründlichkeit und dem Fleiße seiner Forschung. Um unseren, dem Todten geschuldeten Dank wenigstens zum Theil abzutragen, haben wir aus dessen literarischem Nachlasse außer dem gegenwärtigen noch zwei Essays erworben, deren Veröffentlichung successive geschehen wird. Die Red.

war, zeigte sich die gemeinsame Thätigkeit der neuen Leitung und ihrer Organe in dem überraschend schnellen Aufblühen der Fabrik, welche nunmehr auch außerhalb Europas ein besonderes Renommée erlangte. Im Jahre 1781 wurde das Etablissement durch die Besuche des Kaisers Josef II. und des Großfürsten Paul von Russland ausgezeichnet. Beide äußerten sich sehr anerkennend über die Einrichtung und den Betrieb der Fabrik, und letzterer machte auch bedeutende Bestellungen. An die Anwesenheit Josefs II. erinnert noch jetzt im dritten Hofe des ehemaligen Fabriksgebäudes die Inschrift: „Dem Kenner und Beförderer der Fabriken, Josef II., den 13. September 1781." Die aus dem Auslande gekommenen Fabriksbeamten, welche dem evangelischen Glaubensbekenntnisse angehörten, geben auch Anlass zur Bildung einer evangelischen Kirchengemeinde in Brünn, denn infolge des Ansuchens des Leopold von Köffiler gestattete ihnen ein kaiserlicher Erlass vom 18. Juli 1782, ein Bethaus zu errichten, einen Pastor zu bestellen und die zur Bestreitung der Kosten erforderlichen Geldmittel durch Sammlungen im Auslande aufzubringen. Als Pastor wurde ein württembergischer Theologe berufen, Viktor Heinrich Riecke, und der Gottesdienst einstweilen im geräumigsten Zimmer der Fabrik abgehalten. Jedoch schon ein Jahr später wurde das unter dem Spielberge gelegene Bethaus feierlich eingeweiht, welches bis zu der im Jahre 1867 erfolgten Vollendung der neuen Kirche in Verwendung blieb.

Der Aufschwung der Fabrik nahm fortwährend zu. Im Jahre 1784 wurden mit Constantinopel allein so bedeutende Geschäfte gemacht, dass sie einen Geldwert von beinahe zwei Millionen Gulden repräsentierten, und zwei Jahre später waren bereits 120 Webstühle im Gange. Dieser Glanz sollte jedoch kein dauernder sein. Die Concurrenz der Niederländer, welche Österreich unausgesetzt bereisten, und der inzwischen in Brünn selbst entstandenen neuen Tuchfabriken übten auf das weitere Gedeihen des Etablissements einen ungünstigen Einfluss aus, und obwohl es Director Seitter trotz seiner Kränklichkeit an der möglichsten Anstrengung nicht fehlen ließ, das immer mehr zurückgehende Unternehmen, von dem sich auch die tüchtigsten Mitarbeiter abgewendet, und selbständig etabliert hatten, zu halten, so blieben dennoch alle seine Bemühungen fruchtlos. Die im Jahre 1788 infolge des Türkenkrieges eingetretene Handelsstockung und andere Missgeschicke beschleunigten den Verfall der Fabrik, sie arbeitete zwar noch auf 88 Stühlen, kam aber schon drei Jahre später zum

executiven Verkaufe. Köffiler endete sein thätiges Leben am 17. September 1814 in Brünn als Administrator der jüdischen Verzehrungssteuer.

Nebst der Tuchfabrik in der Neugasse errichtete die Regierung im Jahre 1765 auch eine Plüschfabrik in der Schwabengasse und berief zwei Jahre später zur Leitung dieses Etablissements den Franz Maillart aus Berlin, überließ es jedoch 1768 den Unternehmern der Tuchfabrik in der Neugasse, welche aber dasselbe schon 1770 gänzlich aufließen. Der eben erwähnte Maillart erhielt im Jahre 1792 die Bewilligung zur Fabrication von Schafwoll-, Seiden- und Baumwollstoffen, das Geschäft gieng aber wegen seiner Mittellosigkeit und eingetretenen Erblindung bald wieder ein.

Hatten zwar die von der Regierung ins Leben gerufenen beiden Etablissements keinen gedeihlichen materiellen Erfolg, so gaben sie doch den kräftigsten Impuls zu der Weiterbildung des Fabrikswesens, und gerade die Persönlichkeiten, welche neue Etablissements errichteten, waren in verschiedenen Stellungen in der Tuchfabrik in der Neugasse thätig gewesen.

Schon im Jahre 1780 hatte Wilhelm Mundi, auch Munthe genannt, welcher in den 1770er Jahren aus den Rheinlanden nach Brünn gekommen und Meister bei Köffiler geworden war, in Obrowitz bei Brünn die zweite Tuchfabrik gegründet und sechs Jahre später eine Filiale derselben in dem Städtchen Tischnowitz errichtet, er wurde 1789 in den Freiherrnstand erhoben. Im Jahre 1796 beschäftigte die Fabrik mit Inbegriff der Filiale 5284 Menschen, und ein Jahr später erzeugte sie auf 120 Stühlen jährlich 3500 Stück Tuch feinerer Gattung, welche nicht nur in Österreich, sondern auch im Reiche, in Italien, Polen, Russland und der Türkei ihren Absatz fanden.

Im Jahre 1786 errichteten Heinrich Hopf, ein geborener Württemberger, und Johann Gottfried Bräunlich, aus dem sächsischen Voigtlande gebürtig, beide bisher bei Köffiler bedienstet, in der Zeile die dritte Tuchfabrik, und erlangten für dieselbe im Jahre 1797 das k. k. Fabriksprivilegium. Johann Heinrich Offermann, geboren zu Jülich, ausgebildet in Montjoie, bisher Cassier bei Köffiler, errichtete im Jahre 1786 in der Vorstadtgasse Mühlgraben die vierte Tuchfabrik, für welche er 1791 das k. k. Fabriksprivilegium erhielt. Er beschäftigte in derselben 1000 Menschen und erzeugte auf 28 Stühlen eine Waare, die auf den inländischen Märkten sehr gesucht war. Er schied jedoch schon am 17. Juli 1793 aus dem Leben. Nach seinem Tode wäre die Fabrik wohlfeil verkauft worden, wenn

nicht der bereits erwähnte Pastor Riecke den beiden unmündigen Söhnen das väterliche Erbe erhalten hätte.

Josef Christian Biegmann, zu Montjoie gebildet, bisher Geschäftsleiter bei Mundi, und Heinrich Schmal, bisher Appreteur bei Köffiler, errichteten 1791 Tuchfabriken. Ersterer etablierte sich in der Kröna und erhielt 1791 das k. k. Fabriksprivilegium, letzterer richtete seinen Fabriksbetrieb in dem von ihm angekauften Hauptgebäude des ehemaligen Etablissements Köffiler in der Neugasse ein, erhielt 1800 das k. k. Fabriksprivilegium und beschäftigte 10 Stühle und 596 Individuen.

Im Jahre 1798 errichtete Johann Gottlieb Schäffer, ein Zögling der Fabrik Offermann, in der Neustift, und Mathias Mundi, ein Neffe des schon erwähnten gleichnamigen Barons, in der Zeile eine Tuchfabrik.

Auf dem Gebiete der Färberei war in dieser Zeit Johann Christian Gloxin bemerkenswert. Derselbe war anfänglich in der Fabrik Köffiler als Färber thätig gewesen, etablierte 1790 ein eigenes Geschäft in der Vorstadt Kröna, gieng aber schon 1793 in das Jenseits hinüber. Sein ältester Sohn Johann Cajetan, welcher die Färberei übernommen hatte, folgte ihm im Jahre 1815 im Tode nach.

Nebst den Tuchfabriken entstanden aber auch fabriksmäßig betriebene Etablissements für andere Zweige der Weberei.

Im Jahre 1769 begründete der Handelsmann Franz Dominik Schlöcht in Altbrünn eine leonische Spitzen- und Bordenfabrik; 1784 erhielt Leopold Schulz das ausschließliche Privilegium zur Erzeugung von Harrasbändern und etablierte sich in der Vorstadt Kröna; 1787 errichteten Paul Bavier und Christof Sigmund Weißer, bisher Beamte bei Köffiler, eine Fabrik zur Erzeugung von Seiden- und Floretbändern und Seidentücheln in der Großen Neugasse. Zwei Jahre später wurde das Geschäft in herabgekommenem Zustande vom Wiener Seidenfabrikanten Vogt übernommen, hatte jedoch keinen langen Bestand. 1794 erhielt Thomas Lewinsky in der Vorstadt Mühlgraben ein k. k. Fabriksprivilegium zur Erzeugung von Seidenwaaren; 1796 wurde dem Dominik Brobail und Franz Bayer die Bewilligung zur Zeugfabrication in der Neustift ertheilt.

In der unmittelbaren Nähe von Brünn, bei dem Dorfe Kumrowitz, wurde durch den schon erwähnten Johann Bartholomäus Seitter ein wichtiges industrielles Unternehmen ins Leben gerufen; als dieser ausgezeichnete Mann einsehen musste, dass trotz aller Mühen

und Sorgen der Niedergang der von ihm geleiteten Tuchfabrik in der Großen Neugasse nicht aufzuhalten sei, nöthigte ihn die Sorge für seine zahlreiche Familie, sich selbständig zu etablieren; er errichtete daher bei dem genannten Orte eine Fabrik zur Erzeugung türkischer Kappen und erbaute für seine Arbeiter eine Reihe ebenerdiger Häuschen, aus welchen die Petersburggasse entstand. Nach seinem am 26. Februar 1796 erfolgten Ableben führten die Söhne Matthias Abraham, Johann Leopold und Johann Bartholomäus Seitter das Geschäft weiter.

Im Beginne dieses Jahrhunderts zählte Brünn neun privilegierte Feintuchfabriken und drei andere Fabriken für Tuch und Kasimir, welche kein k. k. Privilegium hatten, außerdem befanden sich hier mehr als neunzehn Tuchmachermeister, von denen die meisten die Erzeugung fabriksmäßig betrieben.

Unter den privilegierten Tuchfabriken waren die Etablissements Mundi, Wiegmann und Offermann die vorzüglichsten.

Die Fabrik des Baron Mundi lieferte alle Gattungen, namentlich feine glatte, melierte, gestreifte und musierte Tücher, dann Draps de Vigogne, Moltons, Alpoyas und Azors; ihr jährlicher Verkehr wurde auf eine Million Gulden angegeben.

In der Fabrik des Johann Christian Wiegmann war eine eigene Färberei und Walke vorhanden; es wurde viele spanische, feine sächsische und von der inländischen nur die veredelte Wolle verwendet. Im Etablissement wurden bei 2200 Menschen und auch viele auswärtige Tuchmachermeister und Tuchmacher beschäftigt, denen man die Stühle herausgab. Auf mehr als sechzig Stühlen wurden fabriciert alle Arten von Ganztüchern und alle figurierten Halbtücher, ferner Draps flammes, lumachés, lignés, marbres, Vermischelmouches, Soyetés, lignes Soyetés, Draps de Vigogne, glatte und gestreifte Kasimire mit oder ohne Seide, Revolution de France, à la Façon d'Abbeville, de Louvrier, d'Elbeuf, de Hollande und alle sonst möglichen Arten und Muster.

In der Fabrik des Heinrich Offermann wurde auf fünfzig Stühlen gearbeitet. Hier war besonders die Tuchscheermaschine bemerkenswert, welche mit einem so geringen Kostenaufwande in Bewegung gesetzt wurde, dass ein einziges, nur von zwei Menschen getriebenes Rad zehn Tuchscheerbänke in Gang brachte. Die Fabrik, welche ihre eigene Färberei und Walke hatte, erzeugte alle Gattungen feiner und extrafeiner Ganz- und Halbtücher, namentlich aber façonierte

glatte und gestreifte Kasimire, welche einen sehr großen Absatz im In- und Auslande fanden.

Von den befugten Fabrikanten und jenen Tuchmachermeistern, welche ihr Gewerbe fabriksmäßig betrieben, waren namentlich Paul Turetschek und Christian Leidenfrost in weiteren Kreisen bekannt. Sie verfertigten verschiedene mittlere, feine und hochfeine Halb- und Ganztücher, sowohl glatte als façonierte, dann Moltons, Ratine, Kasimirs, Bergopzooms und Azors.

Die Schönfärbereien waren im lebhaftesten Betriebe und besonders wegen der dauerhaften und trefflichen Farben berühmt, welche sie den feinen Tüchern, Kasimiren und anderen Waaren zu geben verstanden; namentlich zeichnete sich die neu erbaute Färberei des Friedrich Schöll aus, eines geborenen Württembergers, welcher bei Mundi und Gloxin conditioniert hatte. Bei der inneren Einrichtung der Färberei hatten die besten englischen Muster als Vorbild gedient. Die Fabrick lieferte namentlich schönen Scharlach.

Der größte Absatz der in Brünn erzeugten Tücher und Kasimire gieng nach Polen und Russland, besonders durch die Hände der Juden, welche in großer Menge die Brünner Märkte besuchten; namentlich bei der Herbstmesse des Jahres 1803 wurden sehr gute Geschäfte in mährischen Tüchern überhaupt nach Polen und Russland gemacht.

Was die Etablissements betrifft, welche andere Zweige der Weberei betrieben, so verfertigten Brobail und Bayer alle Gattungen von glatten und musierten Zeugen, entweder aus Wolle allein, oder auch aus Wolle und Seide; das Fabrikat gab hinsichtlich der Qualität und Schönheit den Erzeugnissen von Basel in der Schweiz nichts nach. Die Harrasbandfabrik des Leopold Schulz in der Kröna beschäftigte eine große Zahl Menschen, und die daselbst erzeugten Bänder übertrafen an Qualität und Schönheit die sächsischen und englischen Erzeugnisse. Die Seidenzeugfabrik des Thomas Lewinsky fabricierte auf zwölf Stühlen verschiedene Gattungen von Seidenzeugen. Die Fabrik Seitter in der Petersburggasse erzeugte alle Gattungen von türkischen Kappen (Mützen, Bonnets) aus Wolle in allen Farben und versendete die Ware, mit deren Verfertigung gegen 130 Personen beschäftigt waren, nach Constantinopel, Salonichi, Smyrna und andere Orte. Auch lieferte das Etablissement alle Sorten von runden, flachen und Nestelschnüren. Bei der Erzeugung dieses Artikels waren 140 Menschen ausschließlich und beständig thätig.

Unter den verwendeten Rohstoffen behauptete die mährische Landwolle einen vorzüglichen Rang unter den Wollgattungen der österreichischen Monarchie, weil sie einen sehr schönen Faden gab und dabei sehr rein und sauber ausfiel. Sie war daher sehr gesucht, reichte jedoch für den Bedarf nicht aus. Man bezahlte den Centner feinster Gattung dieser Wolle, und zwar die unsortierte, mit 140 Gulden, daher der Fabrikant für das Reinigen und Waschen noch 40% zuschlagen musste; von den wohlfeilen Sorten kostete keine weniger als 80 Gulden. Man ließ übrigens auch spanische Wolle kommen und zuweilen sogar romanische über Triest und Venedig. Da aber der Centner spanische Wolle bis 600 Gulden zu stehen kam, so wurde sie in den Tuchfabriken nur noch selten verarbeitet. Der größte Theil der benöthigten Wolle wurde über Pest, Weißenburg und Tyrnau aus Ungarn bezogen, wo der Centner hochfeiner Wolle mit 120 und mehr Gulden bezahlt wurde, und aus der die Fabriken sehr feine Tücher verfertigten. Der ungarische Wollhandel befand sich fast ganz in den Händen der Juden, welche mehrere Gesellschaften bildeten, die Schurzeit abwarteten und ganze Partien von tausend und mehr Centnern zusammenkauften; die mährische Wolle gieng theils durch die Hände der Juden, theils wurde sie von den Fabrikanten und Tuchmachern selbst eingekauft.

Das Wollgarn wurde im großen und ganzen mit der Hand gesponnen, denn die ersten Spinnmaschinen wurden erst in dem in Rede stehenden Zeitraum in Brünn durch den Altgrafen Salm, den Apotheker Petke und den Fabrikanten Hopf in der Tucherzeugung eingeführt. Obwohl in den 1820er Jahren bereits in den meisten Brünner Tuchfabriken und in der Namiester Tuchfabrik große Spinnmaschinen im Gange waren und selbst mehrere Tuchmachermeister eigene Maschinen zum Spinnen hatten, so behauptete sich die Handspinnerei dessenungeachtet noch immer. Die damals erzeugten Handgespinste von den Feinheitsnummern 60 und 65 aus einschuriger Primawolle wurden zu den feinsten Merinozeugen und auf Shawls verwendet, die Feinheitsnummer 45 aus der feinen Sorte veredelter inländischer Wolle zu mittelfeinen Merinozeugen und zum Broschieren (Schattieren) feiner Shawltücher, die aus derselben Wolle gesponnenen Feinheitsnummern 50 und 54 als Grundgarne zu feineren Merinozeugen und halbseidenen Shawls.

Über den Einfluß der Ausdehnung der Handspinnerei auf die Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung äußerte sich ein Zeitgenosse in folgender Weise: „Bei der fortwährenden Zunahme der Fabriken

musste denselben alles daran liegen, ihren Arbeitsstoff, das Gespinst, in gehöriger Menge zu erhalten. Die Schafwollspinnerei nahm derart überhand, dass auf einem so kleinen Flächenraum, wie ihn die in der Brünner Umgebung gelegenen Herrschaften Raitz und Blansko repräsentieren, zwölf verschiedene Factoreien nebeneinander bestanden. Jeder Factor suchte die meisten Arbeiter an sich zu ziehen, sie überboten sich gegenseitig, und es gab eine Zeit, in welcher der Spinnlohn für das Pfund Garn auf 36 Kreuzer hinaufgetrieben wurde, was eine wesentliche Ursache der hohen Tuchpreise war. In geschäftlichem Müßiggange hinter dem Spinnrade zu sitzen und täglich bis zu drei Gulden und mehr zu verdienen, behagte auch besser als der mäßige Taglohn, die Körper und Gemüth stärkende, keine Witterung scheuende Arbeit im Felde und Walde, und es wurde unmöglich, die nöthigen Arbeiter aufzutreiben, den Bauern mangelten Dienstboten, den Waldbesitzern Holzschläger, daher Holztheuerung und mehr als einmal wirklicher Holzmangel bei Überfluß im Walde im Consumtionsorte Brünn bestand. Und der Mangel an arbeitenden Händen wurde in geometrischer Progression gesteigert, wenn die zahlreichen Recrutierungen, die Aufstellung der Reserve und Landwehr eintraten und auch die Gesundheit des Körpers und Geistes litt mächtig unter diesem Erwerbszweige. Schon vier- bis fünfjährige Kinder wurden durch Hunger und schlechte Behandlung genöthigt, so viel zu arbeiten, als sie nur vermochten, und wer dachte an Schule, an Bewegung und Übung im Freien. Die körperlich nachtheiligen Einflüsse bewies zur Genüge die körperliche Beschaffenheit so vieler Landwehrmänner. In den Städten und Flecken verschlechterte diese Leichtigkeit des Erwerbes die weiblichen Dienstboten zusehends, die Entlassung aus dem Dienste wurde nicht gefürchtet, sondern gewünscht. Das Übel schien die höchste Stufe erreicht zu haben, als die im Jahre 1802 in Brünn zuerst in der ganzen Monarchie eingeführten Spinnmaschinen aufkamen und eigene Spinnereien entstanden. Die wohlthätigen Wirkungen der Spinnmaschintn für die Landwirtschaft zeigten sich sehr bald, beispielsweise blieben in Raitz von zwölf nur drei Factoren, es meldeten sich Leute zur Feldarbeit und in früheren Jahren unfahrbar gewordene Straßen konnten wieder hergestellt werden".

Was die Baumwollgarne betrifft, war die bisher in Proßnitz bestandene Färberei des echten türkischen Roths im Jahre 1803 nach Brünn verlegt worden, wo sie das sogenannte türkische Garn im großen erzeugte. Ihr Besitzer Karl Prohaska hatte sich 20 Jahre lang damit beschäftigt, wie man in Österreich der gesponnenen Baumwolle

die rothe Farbe ebenso schön und dauerhaft beibringen könnte, wie sie in Macedonien dem sogenannten türkischen Garne gegeben wurde. Nach vielen Versuchen und großem Kostenaufwande war er endlich so glücklich, für die gesponnene Baumwolle eine rothe Farbe herauszubringen, die allen Proben, welche Sachverständige unter Aufsicht von Regierungsorganen vornahmen, solche Beweise von Schönheit und Dauerhaftigkeit lieferte, dass sein Product nicht nur als dem türkischen Garne ganz gleich anerkannt wurde, sondern sogar den Vorzug vor demselben erhielt, weil es in der Farbe noch schöner und ebenso dauerhaft war. Das Garn erzielte auch wegen seines billigeren Preises einen starken Absatz und die Erfindung war umso wichtiger, weil infolge derselben der Abfluss des Geldes für den Bezug dieser Waren aus der Fremde aufhörte, und aus diesem Grunde wurde auch die Erzeugung dieses Garnes seitens der Regierung sehr begünstigt.

Die Vermehrung der Bankozettel, die ohne besondere körperliche und geistige Anstrengung leicht zu erzielenden Gewinste, mehrten vom Jahre 1800 an unverhältnismäßig die Zahl der Tuchfabriken in Brünn.

Auf dem Gebiete der Tucherzeugung erhielten das Fabriksprivilegium: 1802 Paul Turetschek, seit 1785 etabliert, Johann Christian Leidenfrost, 1804 Martin Dahler, dessen Privilegium zwei Jahre später auf Josef Ignaz Prischenk übergieng, einen geborenen Grazer, einen Mann von ebenso außerordentlicher Energie, als Eigensinn, welcher noch jetzt „der Vater der Appretur“ genannt wird; ferner Jakob Häller, der es zwölf Jahre später auf seinen gleichnamigen Neffen übertrug, 1806 Christian Grave, 1808 Johann Christiani, 1813 Mathias Peschina und Alois Pilbach, 1815 Leonhard Gedon, Karl und Friedrich Godhair. Ferner erhielten die einfache Fabriksbefugnis August Kittel, Carl Priza, August Schöll und Christian Memmert, welche früher in der Fabrik Offermann bedienstet gewesen und sich 1811 selbständig etablierten.

Von den hier genannten Persönlichkeiten erzeugten Peschina und Pilbach besonders feine Waren. Letzterer wurde auch in den Adelstand erhoben.

Im Jahre 1812 übersiedelte die Tuchfabrik Möser von Bochtitz nach Brünn.

Hinsichtlich der schon früher bestandenen Fabriken ist zu bemerken, dass nach dem im Jahre 1810 erfolgten Ableben des Johann Christian Biegmann die Fabrik an seinen minderjährigen Sohn Christian übergieng, 1811 Heinrich Friedrich Hopf, der Gesell-

schafter der Firma Bräunlich und Hopf, nach Wien übersiedelte und daselbst eine Großhandlung errichtete, 1823 aber in sein Vaterland Württemberg zurückkehrte, am 1. April 1819 Johann Heinrich und Carl Offermann die väterliche Fabrik auf eigene Rechnung übernahmen.

Bezüglich der anderen Zweige der Textilindustrie ist hervorzuheben, dass Mathias Abraham Seitter 1802 für die Erzeugung der türkischen Kappen das Fabriksprivilegium erhielt, welches neun Jahre später auch auf die Tuch- und Kasimirerzeugung ausgedehnt wurde, 1804 dem Franz Kumpan die Bewilligung zur Erzeugung von Sammt- und Seidenzeugen ertheilt wurde, 1805 in Obrowitz die k. k. priv. Musselinfabrik des Carl Freiherr von Thysebaert bestand, welcher ein Jahr später die nach dem Tode des Baron Mundi aufgelassene Tuchfabrik an sich brachte, zwar nicht vom Gubernium, wohl aber vom Kaiser selbst die Bewilligung zum Betriebe des Etablissements erhielt, jedoch schließlich von derselben keinen Gebrauch machte.

Ein besonders wichtiges Ereignis für die Entwickelung der industriellen Thätigkeit war die Einführung der Dampfmaschinen, welche in der österreichischen Monarchie in Brünn zuerst Verwendung fanden. Schon im Jahre 1814 wurde eine solche Maschine von drei Pferdekräften bei Wünsch, vier Jahre später eine viel stärkere bei Offermann aufgestellt.

Über die eben erwähnte Aufstellung der ersten Dampfmaschine spricht sich ein fachkundiger Zeitgenosse in folgender Weise aus: „Die Stadt Brünn, wo viele Tuchfabriken blühen, ist auch ein Schauplatz der industriellen Fortschritte dieses Faches. In allen dortigen Fabriken bestehen seit längerer Zeit verschiedene Maschinen zur Förderung der Tuchfabrication. Einigen Fabriken fehlt es jedoch für ihre Maschinen, beispielsweise Schrobelmaschinen, Walken, Scheermaschinen, an der wohlfeilsten treibenden Kraft, dem Wassergefälle, sie müssen daher ihre Zuflucht zu anderen kostspieligen Mitteln nehmen, zu Pferdegöpeln oder Tretscheiben. In einem solchen Falle befand sich auch die Fabrik des Christian Wünsch und er entschloss sich, von dem gewöhnlichen Wege abzugehen und statt der erwähnten Hilfsmittel eine Dampfmaschine nach dem Vorschlage und Plane des Herrn Baildou, Pächter des mährischen Eisenwerkes Niepanau, anzuschaffen. Diese Maschine — die erste und einzige in Brünn und in Mähren und wohl die erste und einzige in der Monarchie für einen fortwährenden Fabriksgebrauch — ist in ihrer Construction eine Boulton-Watt'sche mit 13zölligem

Cylinder. Ihr Eingreifen in die durch sie zu betreibenden Maschinen ist in folgender Weise eingerichtet worden: Die Zugstange vom Balancier der Dampfmaschine greift in eine Scheibenkurbel (Scheibenkrummzapfen), welche Einrichtung sich vortheilhaft vor der gewöhnlichen dadurch auszeichnet, dass die bewegende Kraft in der Mitte der ersten oder Hauptradwelle ihren Angriffspunkt hat, wodurch nicht allein der Schwung der ganzen Maschinerie gefördert, sondern auch die Verbindung der Dampfmaschine als treibender Kraft mit den verschiedenen in Bewegung zu setzenden Fabriksmaschinen sehr geschickt und sinnreich zustande gebracht ist. Die Scheibenkurbel setzt die in der Mitte durch dieselbe abgetheilte Hauptwelle in Bewegung; an dem einen Ende dieser Welle ist ein Getriebe, welches eine stehende Welle und mittels dieser wieder eine horizontal liegende, über den ganzen Bodenraum des Fabriksgebäudes laufende Welle mit der passenden Geschwindigkeit umdreht; von dieser letzteren laufen starke lederne Bänder in die Fabrikszimmer durch die Decke herab und treiben daselbst eine Farbholzschneidemaschine und drei Schrobelmaschinen. Die erstere befindet sich in einem abgesonderten Raume; außerdem sind noch drei Scheermaschinen in einem anstoßenden Zimmer in der Errichtung und werden dann in gleicher Weise durch die oben im Bodenraume laufende Welle in Bewegung gesetzt werden. Am anderen Ende der Hauptwelle wird das Getriebe für eine Walke mit zwei Hämmern angebracht werden, sobald das Gebäude hierzu errichtet sein wird. An beiden Enden der Hauptwelle, neben dem Getriebe, sind große, schwere, aus Eisen gegossene Schwungräder aufgeschoben, um eine Gleichförmigkeit der Kreisbewegung zu bewirken.

Die verschiedenen, ineinander greifenden Getriebe, die Scheibenkurbel, die Schwungräder und andere Theile der Maschine sind aus Eisen gegossen, nur die eigentlichen Wellbäume sind von Eichen- und Fichtenholz.

Alle Haupttheile dieser Dampfmaschine, der Dampfcylinder ausgenommen, wurden theils im Eisenwerke Friedland auf der Herrschaft Hochwald, theils im Eisenwerke Stiepanau auf der Herrschaft Pernstein gegossen und in dem letztgenannten Werke, in welchem der bereits erwähnte Pächter Baildou alle Einrichtungen zur Erzeugung dieser Art kleinerer Dampfmaschinen getroffen hatte und das Bohr- und Drehwerk war, zusammengesetzt, nur einige Eisenräder wurden während des Stillstandes des Stiepanauer Ofens in dem Eisenwerke Pelles der Herrschaft Saar gegossen.

Nach der Angabe des Fabrikanten Wünsch ist die tägliche Consumtion von Steinkohlen zur Feuerung unter dem Kessel der Dampfmaschine sehr bedeutend, auf meine Bemerkung hierüber sagte er mir, dass die Steinkohlen von Rossitz sehr viele unverbrennliche Bestandtheile mit sich führen, die Osloraner Kohlen aber zu schnell wegbrennen."

Der verdienstvolle Herausgeber der damals viel gelesenen Zeitschrift „Hesperus", Wirtschaftsrath André, bemerkte zu diesem Berichte: „Das Etablissement Wünsch ist noch neu und hat noch nicht die Ausdehnung erreichen können, wie so viele andere und bedeutendere Fabriken, von denen bisher nur eine vor mehreren Jahren die Einführung einer Dampfmaschine beschloss, welche aber seitens des Ausführenden nach Errichtung des Gebäudes und Anfertigung einiger Maschinentheile in Stillstand gerieth, wodurch für die Fabrikinhaber ein wesentlicher Nachtheil und für andere ein abschreckendes Misstrauen hervorgieng; nur Wünsch hat sein Vorhaben ausgeführt und die Bahn für andere eröffnet."

Aus den vorhergehenden Ausführungen wird man entnehmen, dass sich in dem in Rede stehenden Zeitraume die Zahl der Fabriken sehr rasch und stark vermehrt hatte. Die meisten Fabrikanten besaßen jedoch, wie ein Zeitgenosse berichtet, keinen eigenen Fond, auch nicht immer die erforderlichen Kenntnisse und betrieben das Geschäft mit fremdem Gelde, welches sie sehr hoch verzinsen mussten. Mit dem erborgten Capitale dehnte man den Betrieb zu sehr aus, musste viel producieren, um die Zinsen zahlen und noch einen Gewinn herausschlagen zu können, und doch war es nicht möglich, ebenso gut, oder noch besser zu arbeiten, als das Ausland. Da die Kriege und das Papiergeld einen außerordentlichen Geldumlauf und in dessen Gefolge eine starke Nachfrage nach Waren hervorriefen, so wurde die Production weit über die Kräfte nicht weniger Fabrikanten und über die Grenzen des wahren, dauernden Bedarfes ausgedehnt und überdies auch noch dem zur Manie gewordenen Börsenspiele gehuldigt. Als mit dem eingetretenen Frieden die künstlichen Förderungsmittel der Industrie wegfielen, der Geldumlauf und alles was daran hieng, gelähmt war, trat der Rückschlag in der empfindlichsten Weise ein. Eine ganze Reihe von Firmen verfiel in Concurs, oder gab das Geschäft auf.

Nach den betäubenden Schlägen, welche die Brünner Industrie seit dem Jahre 1817 getroffen hatten, schien ein Wiederaufleben derselben aus verschiedenen Gründen sehr schwierig. Einerseits waren die Capitalisten infolge der zahlreichen Insolvenzen gegen jedes Fabriks-

unternehmen misstrauisch geworden und fanden es gerathener, ihr Geld in anderer Weise fruchtbringend anzulegen, und andererseits fehlte es auch an den nöthigen Veranstaltungen zur Förderung der Ausfuhr der Erzeugnisse.

Nur dem Umstande, dass sich mehrere Fabriken erhalten hatten, deren Inhaber zugleich Sachkenntnis und Mittel besaßen, unter ihnen namentlich die Firma Offermann, und dass durch die Einführung des Prohibitivsystems der Import vieler Waren, von besonders Industrieerzeugnissen, aus dem Auslande verboten wurde, war es zu danken, dass neues Leben aus den Ruinen hervorspross.

Von wesentlichem Einflusse auf die Wiedererstarkung der Textilindustrie war die im Jahre 1820 erfolgte Etablierung der Gebrüder Schöller, welche in Düren in der preußischen Rheinprovinz bereits eine hervorragende Thätigkeit entwickelt hatten und denen ein bedeutender Ruf vorangieng. Welchen Wert die Regierung auf diese Ansiedlung legte, beweist wohl am besten die Thatsache, dass sie der Firma die Zollfreiheit für die Einfuhr ihrer Maschinen und einer bedeutenden Menge fertiger Ware bewilligte. Die Gebrüder Schöller verpflanzten den verbesserten Arbeitsprocess ihrer Heimat nach Brünn, förderten hier energisch die Hebung der Schafwollindustrie, und erzielten mit ihrer eigenen Fabriksthätigkeit die schönsten Erfolge.

Wirkte schon das Beispiel so hervorragender Firmen mächtig auf die Neubelebung der Textilindustrie, so trat noch als weiteres Förderungsmittel der mächtige Aufschwung der Schafwollspinnerei hinzu, welcher es auch den Unternehmern mit geringerem Capitale ermöglichte, jederzeit über den benöthigten Garnbedarf zu verfügen. Es entstanden wieder zahlreiche neue Unternehmungen, und wenn auch mehrere derselben kein langes Dasein hatten, so war doch wieder die Grundlage gegeben, welche einen dauerhaften Fortschritt ermöglichte.

Schon im Jahre 1840 war die Brünner Fabriksindustrie wieder zu einem mächtigen Bau emporgewachsen, welcher im In- und Auslande die vollste Anerkennung fand.

Die hervorragendsten Fabriken hatten Gebrüder Schöller, welche gegen 500 Menschen beschäftigten und ihre eigene Färberei und bedeutende Spinnerei besaßen, J. H. Offermann, welcher eine große Spinnerei, eigene Walke und Färberei hatte und 460 bis 500 Menschen beschäftigte, und Johann Peschina, welcher eine eigene Schönfärberei, Spinnerei, Walke und Tuchscheererei besaß, und ausschließlich feine Tücher fabricierte.

Andere Fabriken, deren jede eine Schönfärberei und Dampfmaschine hatte, und 200 bis 300 Menschen beschäftigten, waren im Besitze des August Schöll, Franz Pöck, der Gebrüder Godhair des Karl Priza und des Wilhelm Skene, welch letzterer nur Militär-Adjustierungstücher verfertigte und auch eine Fabrik in Tischnowitz hatte.

In den Fabriken der Gebrüder Delhaes, des Franz Findeis, Melchior Haßmann, Josef Wawrin, M. Daberger Sohn und der Gebrüder Popper wurden die Triebwerke durch Pferde oder Menschen in Bewegung gesetzt.

Zu den großen Meistern, von denen jeder durchschnittlich 60 bis 80 Arbeiter beschäftigte, zählten die Tuchmacher Ernst Heinrich, Thomas Klimesch, Franz Kabesch sen., Wenzl Pintner, welcher eine Dampfmaschine unterhielt, Gebrüder Schdara, Wilhelm Wenzliczke; die Weber Franz Blauhon, Wenzel Bochner, Anton Drexler, Wenzel Jusa, Vincenz Menzl, Peter Stettina; die Zeugmacher Friedrich Haupt, Josef Steinbach, Josef Löw (diese beide hatten einen sehr bedeutenden Betrieb und ersterer unterhielt auch eine Dampfmaschine), Josef Horsky, Franz Knab und Franz Schmieger.

Übrigens ist zu bemerken, dass der Unterschied unter den eben aufgezählten Classen von Meistern nur ein nomineller war, weil alle dieselben Waren verfertigten.

Auch gab es eine nicht unbedeutende Anzahl kleinerer Meister, von denen jeder durchschnittlich zehn Arbeiter in seiner Werkstätte verwendete.

Die Erzeugung der Schafwollwaren wurde durch das Vorhandensein einer ausreichenden Zahl von Färbereien kräftigst unterstützt.

Färbereien bestanden 15, die bedeutendste war die des Wenzel Schwab; minder bedeutende, jedoch noch immer viel beschäftigte Färber waren Ludwig Godhair, Friedrich Schöll, Peter Selb, Albert Scheibler, Karl Turetschek, Kalkstein, Jusa, Martin Kretz, Braun und Klassen.

Obwohl jede größere Fabrik ihre eigene Spinnerei hatte, so bestanden doch auch selbständige Spinnfabriken, welche auch Handel mit Garnen betrieben. Das größte Etablissement dieser Art besaß die Firma H. S. C. Soxhlet & Comp. in Obrowitz; dasselbe beschäftigte mehrere hundert Menschen und zwei Dampfmaschinen und wendete Eisenbahnen im Fabriksgebäude und in den Arbeitszimmern an. Andere größere

Spinnfabriken hatten Friedrich Schöll und Lutz in Schlappanitz nächst Brünn (mit zwei Dampfmaschinen), Eduard Leidenfrost in Obrowitz (theilweise mit Wasser, theilweise mit Dampf betrieben), Josef Keller in der Großen Neugasse (mit einer Dampfmaschine), Ignaz Ballon in der Kröna (mit einer Dampfmaschine), Franz Dwořak in Obřan nächst Brünn (mit einem Wasserwerke). Außerdem waren 13 kleinere Spinner, welche für die Weber, Tuch- und Zeugmacher spannen, jedoch nur mit Menschenkraft arbeiteten; die hervorragenderen unter ihnen waren die Geschwister Bilbach, Thomas Ambros, Johann Müller, Peter Förster, J. Donnheimer.

Unter den 19 Tuchscheerern ragten Josef Waniek, Franz Pöck, Caspar Klimesch, Josef Gilge und Mathias Daberger hervor.

Sämmtliche Spinnmaschinen und mit wenigen Ausnahmen alle Dampfmaschinen waren das Erzeugnis von Brünner Maschinenfabriken und Maschinisten. Die größte Maschinenfabrik besaß Heinrich Lutz, dann folgte Peter Hubert Comoth, welcher auch eine Spinnerei betrieb; weniger bedeutende, aber noch immer wichtige und viel beschäftigte Unternehmer dieser Art waren Hubert Knott, Franz Mayer, Philipp Beile und Karl Faust. Sie verfertigten außer Spinn-, Scheer- und Strobelmaschinen auch die zum Belegen derselben nothwendigen Wollkardätschen und Wollkratzen, welch letztere hier Geschirr genannt wurden.

Schafwoll- und auch Baumwollkratzen verfertigten die Fabriken des Johann Ferdinand Gierke, der Geschwister Lenzmann, des Karl A. Offermann und des Wenzel Trojaček.

Der Absatz der Erzeugnisse wurde von den großen Etablissements mittelst eigener Niederlagen bewerkstelligt. Ein Theil der Fabrikanten und die größeren Meister besuchten die Wiener und Pester Märkte, überdies kamen italienische, ungarische und polnische Kaufleute behufs des Einkaufes oft nach Brünn, und es bestanden hier auch eigene Commissionäre, welche namentlich mit den kleineren Fabrikanten arbeiteten.

Über den Einfluss des Fabrikswesens auf die Gestaltung der äußeren Physiognomie und der socialen Verhältnisse der Stadt in dieser Zeit liefert ein Zeitgenosse folgenden interessanten Bericht:

„Die mächtig fortschreitende Entwickelung des fabriksmäßigen Betriebes der verschiedenen Erwerbszweige, namentlich aber der Textilindustrie, hatte sowohl auf die äußere Physiognomie der Stadt Brünn, als auch auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse daselbst einen tief eingreifenden Einfluss geübt.

Die Ansicht von Brünn hat sich in wenigen Jahren ganz verändert. In dem Gedächtnisse der Zeitgenossen lebt der Eindruck des anmuthigen Stillebens, aus dem sich das freundliche Bild der Stadt in sonnigem Glanze erhob, umflossen vom tiefen, reinen Blau, im Hintergrunde den düsteren, mauergekrönten Spielberg. Um den hochgewölbten Dom und die spitzen, hohen Thürme gruppierten sich in malerischer Unterordnung die bunten Häuserreihen; wie die Gedanken um eine kühne Idee, welche sie belebt, und wie Vasallen um ihre mächtigen Herrscher umschlossen von allen Seiten in bescheidener Haltung die Vorstädte die Metropole Mährens und drängten ihre Massen immer tiefer in die reizende Ebene und zwischen die schönen Rebenhügel. Eine neue Macht, eine neue Beschäftigungsweise hat in kurzer Zeit ihre Farbe diesem Gemälde gegeben und mit fester Hand einen Charakter ausgeprägt, welcher die Bewohner aus dem stillen, träumerischen Frieden in das Getöse der Werkstätte versetzt; sie hat sich die Vorstädte zum Kampfplatze ausersehen und hier die hohen Paläste gebaut mit den monumentähnlichen Schornsteinen, welche vom Boden aufwärts wie erstarrte Riesenfinger in die Luft zeigen und mit ihren Rauchwolken die alte, vielgethürmte Stadt verhüllen. Das 19. Jahrhundert ist eingezogen in unser Weichbild, hat die Industrie mit ihrem modernen, vielfaltigen Gewande eingeführt und ihren mächtigen Thron in unserer Mitte hoch aufgerichtet, dass wir die neue Satzung vernehmen, welche sie verkündet. Und die Menschen scharen sich huldigend um die Insignien ihrer Gewalt, bauen der Dampfmaschine die plattgedrückten, weiten Hallen und sich selbst ringsum die niederen, feuchten Hütten und erwarten in frommer Hingebung den Lohn, das Glück und den Segen für ihre Bemühung. Wohl wird es in dem neuen Principe liegen, dem sie sich unterwerfen, dass aus ihrem innersten Leben keine gothische Steinpflanze zum ewigen Himmel emporwachsen kann, wie dort der majestätische Dom auf dem Felsenberge, und sie nur lange steinerne Linien ziehen über dem Boden und übereinander.

Durchschreitet man die Straßen der eigentlichen Stadt, in welcher der Adel seine Hotels, der Beamte seine Bureaus und der Gewerbe- und Handeltreibende seine Geschäftslocale hat, so wird man schon aus den zahllosen Magazinen, dem eiligen, geschäftigen Treiben der Menschen und der isolierten Stellung des Müßiggängers und bloßen Consumenten auf eine Bevölkerung schließen, deren Mehrzahl den Interessen des gewerblichen Lebens folgt. Wenn man aber Fabrik an

Fabrik, Werkstätte an Werkstätte in den langen Vorstädten gereiht findet, wenn aus den massiven, oft kaum vollendeten Gebäuden das ächzende Getöse der Dampfmaschine oder der monotone Lärm des Hammers und des Webstuhles fast bei jedem Schritte in den Passanten dringt, wenn man abends die weiten Fensterreihen erleuchtet und hinter denselben hunderte Menschen bis in die späte Nacht emsig beschäftigt oder bei dem milden Scheine der Gasflamme die Massen von Maschinen aller Art und zu den verschiedensten Verrichtungen vertheilt in ununterbrochener Thätigkeit sieht, so wird man keinen Augenblick länger im Zweifel sein, dass jenes Arbeitssystem in Brünn in größter Ausdehnung vorherrscht, welches als Fabrikswesen seine höchste Stufe erreicht und seine Erzeugnisse über alle Welttheile aufhäuft. Jeden Tag bemerkt man Haufen von Landleuten, welche von allen Seiten herbeiströmen und ihre kräftigen Muskel der Manufactur anbieten, jeden Augenblick ist man genöthigt, dem Karren oder Wagen auszuweichen, welcher die langen Wollsäcke trägt oder die halbfertigen Waren anderen Bestimmungen zuführt. Dort keucht unter der schweren Last der Tuchballen der Weber des nahen Städtchens, welcher das Werk einer Woche in die Fabrik trägt und neues Gespinst holt, hier laden sie das preiswürdige Product für die blühenden Städte Italiens oder der Ostsee, lange Wagenzüge führen die glänzende Kohle von Rossitz, das Element des neuen Lebens. Überall das Bild eines großartigen, vielumfassenden, mannigfachen Strebens und Treibens.

Zugleich mit der Umgestaltung des äußeren Getriebes hat sich auch das innere Volksleben in einer Weise herangebildet, welche den Beobachter das Bild einer Fabriksstadt nicht verkennen lässt. Die Sitte und Gesittung, die Höhe der Intelligenz und selbst das Vorurtheil eines großen Theiles der Bevölkerung tragen das Gepräge einer reellen Beschäftigung, welche umso kräftiger den Strom einer neuen Angewöhnung über sein Bett drängen und in den gesellschaftlichen Verhältnissen tiefere Spuren hinterlassen konnte, da sich Reichthum mit hoher Entwickelung des Verstandes, die Großartigkeit des Betriebes und der Glanz eines wohl accreditierten Namens mit dem zweifelhaften und nun gesicherten Zustande ganzer Volksclassen verband und gegenseitig ergänzte. Wenn man die Hauptfiguren des Gemäldes betrachtet, so erkennt man im Vordergrunde an den ernsten, kalten, jedoch keineswegs kaufmännischen Formen den Fabriksherrn. Aufgeklärt, in seinem Streben mit sich einig, ohne große Sympathie für die ideelle Bewegung der Zeit, aber mit desto schärferem Blicke

die materielle Entfaltung verfolgend, beherrscht er im wissenschaftlichen Disput die praktischen Fragen mit eben demselben Erfolge, mit welchem er durch den reichen Schatz seiner Erfahrung das Gespräch des Salons lenkt. Sein Stil schließt aber zu gewissenhaft die Blume, sein Gedankenkreis zu ängstlich den Enthusiasmus aus, um begeistern zu können; er fühlt sich zu sehr als Gebieter und Beherrscher der Maschine und einer zahlreichen Menschenclasse, um die allgemeinen Beziehungen gelten zu lassen, er ist zu abschließend in seinem Familienleben, um den Zauber einer öffentlichen Hingebung an seine Persönlichkeit zu kennen, jedoch nicht ohne einen Aufschwung der Sinne, welcher sich dann zeigt, wenn er die Früchte jahrelanger Bemühungen extravaganten Genüssen opfert und auch seine Conversation dann höchst anziehend und im hohen Grade belehrend, wenn er vor dem Zuhörer den Vorhang lüftet, hinter dem er die Erfolge seiner Thätigkeit gern verbirgt und mit dem feinen Takte eines industriellen Diplomaten die Fäden ahnen läfst, welche er in der Hand hält, um sich den mächtigen Einfluss auf dem Kampffelde der Concurrenz zu sichern. In der Gestaltung und vielleicht schon in dem bloßen Bestehen des Fabrikswesens in den Städten liegt es, dass die Stellung des Besitzers des Etablissements zum Arbeiter, im Gegensatze zu der vertraulicheren Annäherung zwischen beiden auf dem Lande eine indifferente wird. Jedoch abgesehen von localen Verhältnissen, nie wird der Fabriksherr den Ideen des Grafen Saint Simon huldigen, er findet die Ideen des Briten Malthus richtiger, zusagender und praktischer; diesem folgt er auch, wenn er den Kreis seiner Wohlthätigkeit erweitert. Die Charakterentwickelung des Fabrikanten gehört Brünn nicht ausschließlich an, und höchstens könnte man sein schwankendes Auftreten auf dem für ihn noch frischen Boden als eigenthümlich bezeichnen, er hat seinen Vetter an der Elbe, am Rhein und an der Maas, und seine Ahnen im Lande des John Bull.

Die Noblesse de robe dieser in sich abgeschlossenen Aristokratie füllt an Festtagen die Cafés, das Parterre und die öffentlichen Promenaden. Weniger zurückhaltend in ihren Sitten, ist sie wählerisch in der näheren Gesellschaft, sie liebt es, ein Urtheil über die Schauspielerin zu fällen, im Grunde aber langweilt sie das Theater, das brausende Vergnügen soll für längere Entbehrung entschädigen. Der reifere Mann hat Reisen gemacht und ist unterrichtet, kennt die schöne Literatur und besonders die lasciven Auswüchse derselben, desungeachtet unterhält er durch die Anekdote und die nächste Beziehung. Ihm fehlt

die höhere Anknüpfung an das allgemeine, intellectuelle Ereignis und der bewegliche Sinn, welcher Färbung und charakteristischen Ausdruck der Unterhaltung gibt; er ist stolz auf den Grad seiner Bildung, spricht vom humanen Fortschritt und kennt die Schwächen jeder möglichen Geschichtsentwickelung der Welt.

An diese Classe, welche in Abhängigkeit oder irgend einer Beziehung zum Fabriksbesitzer steht, schließt sich der kleine Manufacturist, der Besitzer mehrerer Stühle einer kleiner Spinnerei oder Färberei; diese Leute sind in der Regel Sonntagspolitiker und folgen noch vielen altbürgerlichen Traditionen; in größerer Abstufung folgt der Werkführer, eine solide Acquisition für den Gastwirt.

Die Civilisation vernichtet zu emsig die generellen Unterschiede, als dass man in den eben charakterisierten Leitern des Brünner Gewerbewesens eine markierte Gestaltung zeichnen oder die Sitten derselben von der übrigen Gesellschaft schroff abscheiden könnte. Zu diesem Zwecke muss man tiefer hinabsteigen in den industriellen Organismus, welcher, wie jeder andere, und trotz den utopischen Träumen des Philantropen, seine Gliederung auf natürlichem Wege bewerkstelligt und seine Insassen, die Bevorrechteten, die Hörigen, die Lastträger des Gesammtwillens bildet. Es ist Samstag, die Zahltische strotzen von Geldsäcken, der Arbeiter empfängt den Lohn der Woche. Aus den großen Fabriksgebäuden der langen, industriereichen Vorstadt Zeil strömen bunte Massen hervor, kräftige Männer mit verständigen Blicken und sicherem Tritte: es sind die Begünstigten des Fabrikssystemes; schmierige, rußige Buben und Mädchen mit blaugefärbten Körper, die nette Nopperin und das derbe Landmädchen, der rauhe Spinner. Sie eilen mit hastigem Schritte durch das Thor. Aber halt! Mit langen Bogenstreifen und mit einer unendlichen Zahl Hieroglyphen darauf, sitzt die Lieferantin des täglichen Bedarfes, und nicht umsonst hat sie die Woche hindurch den Credit auf ihr großes Buch eröffnet. Da hocken sie nun, Jung und Alt, Klein und Groß, um die mürrische Alte, gestehen zu, prüfen, überrechnen ihren Gewinn, verneinen und hadern um Beträge, welche der reiche Wüstling sich schämen würde, nur zu nennen. Endlich ist der Streit um die Rechnung geschlichtet, der Rest wird auf der flachen Hand nochmals überzählt, und ist derselbe auch gering und reicht kaum hin zu den Freuden des Sonntags, so erleuchtet die bekümmerte Miene des Mannes doch der Gedanke, dass er in reichlichem Maße das besitze, was er und Rothschild so nothwendig haben — den Credit. Um die Gruppen von Arbeitern

vom Lande scharen sich hilflose Knaben und Mädchen; sie haben in der dunklen, stürmischen Nacht meilenweit zum heimatlichen Herd, welchen sie am siebenten Tage begrüßen, um ihn nach einer Rast von wenigen Stunden wieder zu verlassen. Der Athemzug der Freiheit beflügelt ihre Schritte, aber lustiger lodern die Feuer der Victualienhändler und aus der vollen Schenke dringt lärmender Jubel; sie widerstehen der Versuchung nicht, bedarf es doch der Stärkung für den weiten Weg und die Kerze für die Laterne kann man im Nothfalle entbehren. — Wer ist der bleiche, hagere Mann, welcher mit vorgebeugtem Körper an den Wänden schleicht und den Gruß des vorbeieilenden Mädchens mit leuchtendem Auge und matter Handbewegung erwidert? An dem schwankenden Gange, dem fahlen Gesichte und der trostlosen Stimmung erkennt man den Fabriksweber. Man kann sich nie des tiefsten Mitleides beim Anblick dieser Arbeiterclasse erwehren, deren Geschick so hart ist; von jenem Weber an, welcher dem Cyrus den Purpur bereitete, bis zum Lyoner Weber, welcher für die stolze Lady des New-Yorker Kaufherrn den glänzenden Seidenstoff webt und sich dabei den Leib fester schnürt, um länger hungern zu können, scheint jede Erfindung, jeder Fortschritt des Menschengeschlechtes an seinem Unglücke ohne Barmherzigkeit vorübergegangen zu sein. Was hat der heutige Weber von der Einführung der Kartoffel und des Fabrikswesens? Jene verdumpft ihm das Gehirn und fördert seine sexuelle Function, dieses hat seinem Leben den letzten erwärmenden Strahl genommen. Es waren noch goldene Tage für ihn, als er Bürger und Nachbar mit Sitz und Stimme in der Innung, in eigener Behausung hinter dem Stuhle saß, sein muthwilliger Bube in die Kette griff und er beim Wurfe des Schiffchens sein munteres Weib ansah und den saugenden Liebling. Nun hat er den Jungen in die Bewahranstalt gegeben, sein Weib dreht die Kurbel einer Maschine und er ist Geselle geworden, kennt nur den Mietzinsmann und hockt mit hundert Leidensbrüdern bis in die späte Nachtstunde in einem Walde von Stühlen, welchen — zum Ersatz der alten Freuden — die Gasflamme erleuchtet. Der Mann hätte Fabriksherr, oder Actionär, oder der Sohn einer Persönlichkeit werden sollen, welche ihr Einkommen hat und ihm die Regeln des Anstandes und das Billard im Blute vererbt.

Freundlicher haben sich die Verhältnisse jener Arbeiter gestaltet, welche die Maschine oder irgend einen Theil des Fabriksgeschäftes leiten und beaufsichtigen. Nicht immer stellen sich ihre pecuniären

Vortheile mit jenen des Webers gleich, aber hinsichtlich des persönlichen Wohlbefindens ist ihr Gewinn unermesslich und sie vorzugsweise genießen die Wohlthaten des Fabrikssystems. Die mechanische Verrichtung überhebt sie des zerrüttenden Aufwandes ihrer physischen Kräfte und verlangt dafür eine aufmerksame, genaue und verständige Fürsorge. Diese zahlreiche Classe, wozu man den Handwerker rechnen muss, welchem die Fabrik fortdauernde Arbeit, festen Lohn und nicht selten weitere Fortbildung statt des Zustandes einer unbestimmten Beschäftigung und eines vagen Verdienstes bietet, erscheint voll besseren Selbstgefühles, muthiger und strebsamer als die entsprechende Abstufung in anderen Berufszweigen. Der Schlosser der Maschinenfabrik oder ein anderer Arbeiter, welcher auf seine Verrichtung eine größere Aufmerksamkeit zu verwenden hat und eine gewisse Fertigkeit nicht entbehren kann, wird vielleicht manchen durch den Umfang seines Gedankenkreises überraschen, jedenfalls durch ehrenhaften Charakter durch das richtige Urtheil und die Art und Weise befriedigen, wie er die erworbene Erfahrung zu verwerten versteht. Das Mitglied einer ziemlich erzogenen Familie, in welcher sich die Einfachheit und Natürlichkeit der Gesinnung und des Vergnügens durch Geschlechter fortpflanzt, steht er fest im Lebenssturme und entgeht auch bei einer weisen Benützung der Sparcasse dem herben Geschicke, im Spitale sterben zu müssen.

Keine Individualität des Fabrikswesens hat in Brünn so schnell ihre Vollendung und völlige Durchbildung erreicht, als jene der Fabriksarbeiterin. — Die Stickerin und Nopperin, welche die Wolle sortiert, deutet schon durch ihr Costüm an, dass sie an der äußersten Grenze des Mittelstandes steht; es ist ein ungeziertes, nicht selten nettes Wesen, welches mit großer Ungezwungenheit der Manieren und einer gewissen, nicht gerade gemeinen Tournüre, die Tugend einer Grisette vereinigt. Paul de Kock würde sie zum Gegenstande eines jener Capitel wählen, welche so angenehm die Sinne des Lesers beschäftigen, während er auf dem Sopha liegt und nichts denkt, er würde ihn in das kleine Stübchen einführen, welches sie in Gesellschaft der Mutter oder einer alten Tugendwächterin in irgend einer Vorstadt bewohnt, er würde die wenigen Geräthschaften mit Namen nennen und selbst das Fenster nicht vergessen, dem eine Schürze die Dienste der Festons erweist, er würde ihren leichten Sinn, die Wahl ihres Herzens schildern, zu der sie die Connivenz ebensowenig als eine eigennützige Vorausberechnung zwingt. Der kühne Sinn der Mädchen dieser Art, welche als Ein-

geborene Brünns mit den Wendungen des Städtelebens zu genaue Bekanntschaft haben, um nicht mit Selbstvertrauen den Lebenskahn leiten zu können, unterordnet den materiellen Vortheil, wo es sich um persönliche Selbständigkeit handelt und verzichtet gern auf die Bequemlichkeit, welche ein Dienst giebt, wenn nur der Abend und der Festtag für das eigene Vergnügen zugebote stehen. — Eine Stufe niedriger, und das Fabriksmädchen, welches entweder nicht die Höhe des Verdienstes erreicht oder eine rauhere Beschäftigung hat, ist keine freundliche Erscheinung mehr, es ist ein armes Geschöpf, welches sich in den untersten Volksschichten recrutiert, durch Schmutz und die Ärmlichkeit der Kleidung abstößt und durch die welke Jugend ihres Gesichtes das Bedauern hervorruft.

Dem Fabriksarbeiter vom Lande kommt ein rüstiger Körper zu statten, und durch das Übernachten in der Werkstätte erspart er eine Ausgabe; die in den Fabriken beschäftigten Kinder sind in keiner so traurigen Lage, wie es in England der Fall ist, denn der Brünner Arbeiter hat beiweitem nicht die egoistische, brutale Härte, um jenen grausamen Einfluss auf das unter ihm beschäftigte Kind üben zu können, welcher den Charakter des englischen Spinners so sehr schändet."

Schon in den 1840er Jahren nahm die Erzeugung der Modewaren ihren Anfang, welche allerdings die Umlaufszeit des Capitales wesentlich verkürzte, aber eine ungemein starke Vermehrung der Production hervorrief, da nicht mehr der Gewinn bei dem einzelnen Stücke, sondern bei dem gesammten Umsatze maßgebend wurde. In diesem Entwickelungsprocesse musste nach und nach der kleine und mittlere Erzeuger dem Großbetriebe weichen. Gegenwärtig sind die beiden erstgenannten Productionsformen völlig verschwunden und der machtvolle Fabriksbetrieb dominiert ausschließlich, hält aber nicht nur den Glanz des österreichischen Manchester, wie man Brünn seit Jahrzehnten zu nennen gewohnt ist, intakt aufrecht, sondern steht auch im Vordergrunde des gesammten industriellen Fortschrittes.



P. Simon Rettenbacher.

Von **Dr. Bernhard Münz.**

Wien. (Schluss.)

Hauptsächlich nehmen unsere Aufmerksamkeit die Lieder der zweiten Gruppe in Anspruch, in denen wir den dem Weltgetriebe entrückten Mönch von Kremsmünster als deutschnationalen Dichter, als Wiedererwecker des patriotischen Selbstbewusstseins, welches unter den Trümmern des dreißigjährigen Krieges für immer begraben zu sein schien, begrüßen. Ein großer Theil Europas war zu seiner Zeit ein ungeheueres Kriegstheater, über dessen Bühne im Osten und Westen erbitterte Kämpfe mit allen ihren Gräueln hinwegzogen. Im Westen hatte Ludwig XIV., brennend vor Verlangen, sein Land zu vergrößern, sein Volk gegen Deutschland unter die Waffen gerufen, im Osten hatte der Erbfeind der Christenheit gegen deren altes Bollwerk an der Donau mit unabsehbaren Heeresmassen seinen Sturmlauf unternommen. Das Kreuz des Stephansthurmes sollte fallen und an der Stelle dieses Wahrzeichens der alten Kaiserstadt der fahle Halbmond aufgepflanzt werden. Wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, so brachten diese trüben Ereignisse Rettenbachers Dichtergenius so recht eigentlich zur vollen Entfaltung. Indignatio facit versum. Ungestüm loderte das Feuer der Vaterlandsliebe in ihm auf, da er das Deutsche Reich von zwei Seiten arg bedroht sah. Nicht wenige Gesänge spiegeln die heilige Entrüstung wieder, welche sich seiner angesichts der schmachvollen Thatsache bemächtigt, dass die einst so ritterliche französische Nation, uneingedenk des Weltenrichters, aus Ländergier den barbarischen Türken die Hand reicht, sie mit Rath und That, mit Geld und Waffen unterstützt; er kann es nicht verwinden, dass sie ihrem räuberischen, einem gefräßigen Wolfe vergleichbaren König in diesem Kriege Gefolgschaft leistet, dass Christen gegen Christen, deren Brüder sie sich nennen sollten, da ein Blut sie erlöst hat, ein förmliches Bündnis mit dem Satanas schließen. Er verwünscht Frankreichs allerchristlichsten König und ruft auf ihn des Himmels Rache, die Nemesis herab. Er brandmarkt ihn als einen gottlosen, ehrgeizigen und vertragsbrüchigen Tyrannen, er donnert gegen das lockere, glanzvolle Leben am Versailler Hofe und gegen die verschiedenen Liebschaften des „allerchristlichsten Türken". In gleich kräftiger Weise charakterisiert er ihn mit folgenden deutschen Versen:

Plündern, töden, brennen, rauben,
Das ist seines reiches preiß,
Halten keinem Threu vnd Glauben,
Ist bey ihm die rechte weiß.
Wer auf diesen sich vertrauet,
Der auf Sand vnd Aschen bauet.

Und an einer anderen Stelle fragt er:

Seind Franzosen auch woll Christen,
Die beim Mahomet gern nisten?

Von Begeisterung durchglüht, apostrophiert er sein Volk mit den zündenden Worten: „Erhebet Euch, Germanen! Euch ruft die Rache zum Streit! Auf! Lasset die sorglose Ruh'! Verwüstet der Feinde Gebiet, vernichtet die feindlichen Thürme, schonet nicht die feindliche Scholle!"

Surgite Germani, stimulat vindicta iacentes
Et sectantes etia pigra.
Urite Bistonios agros, exscindite turres,
Hostili ne parcite glaebae.

Unaufhörlich spornt er im Liede zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa an; bis an die äußersten Grenzen Asiens und Afrikas will er sie verjagt und in Constantins Stadt das Kreuz aufgerichtet wissen:

Bistones Europae pellantur finibus oras
In ultimas Asiae vel Afrorum sinum.

Er fleht inbrünstig zur göttlichen Jungfrau, sie möge das Füllhorn ihres Segens über die christliche Streitschar ausschütten und den kaiserlichen Adlern Schutz gewähren. Sein Gebet wird erhört, er triumphiert und stimmt einen Preis an auf jene trefflichen Männer, welche an der Niederwerfung des Halbmondes und an der Befreiung Wiens den hervorragendsten Antheil nahmen. Es sind dies Kaiser Leopold I., der Kapuzinerpater Marco d'Aviano, des Kaisers vertrauter Freund und Berather, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, Herzog Karl von Lothringen und der Polenkönig Sobieski. Er traut sich allerdings nicht die Kraft zu, des Kaisers Ruhmesthaten würdig zu feiern; doch da dieselben bereits allerorten bekannt sind, die Türken besiegt auf blutiger Wahlstatt liegen, kann er es nicht über sich bringen, sich in dichtes, undurchdringliches Schweigen zu hüllen. Stets suchte der Kaiser den Frieden, nur aus Nothwehr ergriff er die Waffen.

Sein Heldensinn schafft Muth den Soldaten, seine Frömmigkeit erwirkt den Sieg:

Caesaris virtus animos ministrat,
Caesaris praebet pietas triumphos,
Nemo formidat metuitve casum
Caesare salvo.

P. Marco d'Arviano, welcher schon bei Lebzeiten vom Volke als Heiliger verehrt wurde, war von der Vorsehung dazu ausersehen worden, der geistige Leiter des ganzen Unternehmens gegen den Halbmond zu sein. Der schlichte Kapuziner, welcher seinen kaiserlichen Herrn und Freund so oft seiner Anhänglichkeit und treuen Hingebung versicherte, welcher, wie er sich in einem Briefe an ihn ausdrückte, „nie etwas unternommen, ohne Sr. Majestät und der ganzen Christenheit zu dienen, der immer vorangegangen war im Geleite des Herrn und ohne Selbstsucht, mit aller Aufrichtigkeit und aller Wahrheit", wird als der Schutzgeist Wiens und Österreichs besungen, welcher die verheerende Macht des Sultans durch sein Gebet bändigte:

Turcicas votis domuit phalanges:
Signa victrices aquilae fugarunt
Pallidae lunae: trepidus recessit
Hostis ab urbe.

Laetus intersis populo Quiritum,
Caesaris fervens tuearis arma
Et diu caelum precibus fatiges,
Marce, triumphans!

Den erst zwanzigjährigen Max Emanuel nennt unser Dichter einen gewaltigen Führer, eine Säule des Vaterlandes, Deutschlands Schirm. Wie ein wüthender Löwe auf hyrcanischer Flur, von gräfslichem Hunger getrieben, auf die Herde hinstürzt und bluttriefenden Maules das Vieh zerreißt, wie der furchtbare Blitz, der hoch vom donnernden Himmel niederfährt, den vieljährigen Eichenstamm spaltet, so zersprengte und vernichtete des Kurfürsten Rechte die wilden Thraker und pflanzte auf besiegtem Wall Bayerns dräuenden Löwen auf:

Sicut Hyrcanis leo saevus agris
Quem fames atrox stimulat, ferocit,
Sternit armentum, lacerat, cruento
Diripit ore;

Horridum caelo cadit ut tonante
Fulmen, annosam dubio fragore
Dividens quercum, pavidus colonus
Linquit aratrum:

Sic feros Thraces tua dextra rupit
Bistonas diros pepulisse laeta,
Moenibus victis statuisse torva
Signa leonis.

Dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, welcher die Kaiserstadt in ihren ärgsten Nöthen heldenmüthig vertheidigte, weiht Rettenbacher folgendes Gedicht:

Dignum laude virum Musa vetat mori.
Starmbergi Austriacis fama nepotibus
Aevum durat in omne,
Ingens gloria permanet.

Hostes innumeros moenia Pannonum
Aggressos valido robore contudit:
Fregit cornua lunae
Phoebus luce potentior.

Magnis turba ruit barbara viribus,
Jam totum imperium spe vorat improba,
Circumsessa Vienna,
Qua rapta nihil arduum.

Quidam Christiadum, pro pudor! adiuvant
Regem Bistonium consilio atque ope:
Est, qui foedera pangat
Demens perniciem in suam.

Turcarum auxilio Graecia concidit,
Dum saevit gladio in propria viscera:
Vicit barbarus hostem,
Agris cedere noluit.

At fidens animi, militiae vetus,
Sollers ingenii dispicit omnia
Et molimina Thracum,
Titan exoriens velut.

Et spargens radios nubila discutit,
Heros arte nova submovet: irrita
Virtus reddere novit
Infestosque retundere

Atque arcere procul moenibus impios
Et tota penitus pellere ab Austria,
Cum subnisa potenti
Regum subsidio ac ducum.

I nunc, Threiciae fide tyrannidi,
Turcarum socius posce stipendia:
Ernestus quatit arma
Dirisque imminet hostibus.

Capto Strigonio fracta potentia
Nutatque imperium Bistonii ducis:
Audax barbara regna
Miles funditus erue.

In der schwungvollen, von feinsinniger Empfindung zeugenden Übersetzung des Professors Samhaber in Linz lautet es:

Helden, lorbeergekrönt, leben im Liede fort.
Preisen werden auch Dich einst, o Starhemberg,
Spätgeborne Geschlechter:
Ewig blüht der erhabene Ruhm.

Deine herrliche Kraft lähmte der Türken Haupt.
In Pannonien fiel rauchend schon Burg an Burg,
Doch den Schimmer des Halbmonds
Brach der flammende Sonnengott.

Gleich den Wogen des Meers wälzt sich der Feind heran;
Überfluten die Welt will er im Wahnwitztraum.
Schon ist Wien, ach, umzingelt,
Zitt're Welt, wann in Staub es sinkt!

Und da finden, o Schmach, elende Christen sich,
Die den Türken mit Gold stützen und klugem Rath;
Ja ein Rasender reicht ihm,
Sich zum Unheil, die Bruderhand.

Seht, so brachte Byzanz einstens der Türk' zum Sturz,
Weil die Griechen ihr Schwert stießen ins eig'ne Fleisch.
Ein Barbar ist's, der siegte,
Ein Barbar, der im Lande blieb.

Heil Dir, Starhemberg, Heil, der mit beherztem Muth,
Kiegserfahren und schlau keine Gefahr Du kennst!
Wie die steigende Sonne
Siegreich Wolken um Wolken scheucht:

Also scheuchest auch Du, was Dir den Sieggang hemmt.
Zwar — es müht sich der Feind; aber Dein Kriegsplan, Held,
Und die Wucht Deines Schwertes
Weisen jeglichen Sturm zurück.

Von den Mauern der Stadt jagst Du das Frevlervolk,
Jagst und jagst es, soweit Austrias Banner winkt,
Auf die Hilfe Dich stützend,
Treuer Fürsten und Könige.

Geh nun, geh und vertrau' türkischer Zwingherrschaft!
Als verbündeter Freund, fordre den Judaslohn!
Doch ein Starhemberg schüttelt
Seine Waffen und droht dem Feind.

Vorwärts, Feldherr! Mit Grau brichst Du der Türken Macht,
Bis ins innerste Mark zittert das Halbmondreich.
Vorwärts, tapfere Krieger,
Gebt, o gebt ihm den Todesstoß.

Die schönste und duftigste Blüte des Patriotismus unseres Dichters ist die Ode „Germania invicta, si coniuncta", in welcher er des Franzmanns Falschheit und Treulosigkeit scharf geißelt, den Rhein über seine unterjochten Ufer und die unter seinen Anwohnern eingerissenen französischen Sitten Klage führen läßt. Er malt in sinniger Weise aus, wie die Donau den Bruder Rhein auffordert, den Franzosen, dem Erbfeinde Deutschlands im Westen, ebenso das Fell zu gerben, wie sie es den Thrakern, dem Erbfeinde des Reiches im Osten, gethan habe, und mit prophetischem Blicke in eine späte Zukunft, in unsere Tage voraussagt, ein geeinigtes Deutschland werde allein jeden feindlichen Ansturm abschlagen. Dieses Gedicht, welches, wie Lehner sehr richtig bemerkt, mit Fug und Recht den Freiheitsliedern aus den Zeiten der napoleonischen Kriege an die Seite gestellt zu werden verdiente, erntete den vollen Beifall des Fürsten Bismarck, welcher am 20. Jänner 1892 dem Verfasser der Festschrift folgenden Dank übermittelte: „Rettenbachers ‚Germania invicta, si coniuncta' habe ich mit Freude an dem Inhalte und den Versen gelesen. Ich danke Ihnen verbindlich für die Übersendung seiner Oden, durch deren Herausgabe Sie sich das Verdienst erworben haben, der Gegenwart den Patriotismus und die classische Erudition unseres in zwei Jahr-

hunderten vergessenen Landsmannes zur Anschauung zu bringen.“ Es wird in der That jedem Deutschen warm ums Herz, wenn er die dem deutschen Volke ins Gewissen redenden und zur einmüthigen Erhebung anfeuernden Verse des deutschen Demosthenes vernimmt:

Viribus Germania surge iunctis,
Laesa tot probris: Oriens lacessit,
Occidens primas aquilae minatur
Vellere plumas.

Cornibus fractis miseras querelas
Rhenus effundit: dolet ante ripas
Liberas, nunc servitio subactas
Marte doloso.

Arguit prolem, nimis inquietae
Gentis astutos placuisse mores:
Fraude deceptam celerasse patris
Fata ruentis.

Caesaris vero celebrat triumphos
Ister invicti: spoliis onustos
Milites, lymphas rubuisse gaudet
Sanguine Thracum.

Frater, exclamat, laqueos resolve:
Expedi ferro fragiles catenas:
Tuta vicini populi nec unquam
Foedera cense.

Arma sunt semper manibus gerenda;
Hostium iurata fides fefellit
Saepe securum. Lubeat deinceps
Cautius ire.

Nulla subvertet patriam procella
Nexa si vinclo fuerit fideli.
Teutones soli peregrina retro
Agmina pellent.

Die sinngetreue Übersetzung dieses Gedichtes von Professor Samhaber lautet:

Deutsches Volk, sei einig und dulde nimmer
Schmach und Schande! Während Dich drängt der Osten,
Droht der West, die mächtigen Adlerschwingen
Dir zu zerzausen.

Der einst Segen rauschte, der heil'ge Rheinstrom,
Klagt nun trauernd: schlug doch in eh'rne Bande
Ihm des Kriegsgotts Tücke die vordem freien
Ufergelände.

Wehe, seufzt er, dass Dich, o Enkel, solch ein
Unruhvolles, gleißendes Volk bethörte!
Mich, den Vater, brachtest Du so zum Sturze
Armer Betrog'ner!

Hörst Du, wie die Donau des Kaisers Siegruhm,
Wie sie preist die beutegeschmückten Helden,
Die mit Türkenblute die silberklaren
Fluten geröthet!

Bruder, ruft sie, Bruder, o brich die Bande,
Mit dem Schwert zerspalte die schwachen Ketten!
Glaubst Du, dass ein Nachbar, wie dieser, jemals
Heiligt Verträge?

Halte stets das blinkende Schwert in Händen!
Oft, wie oft schon täuschte der Feinde Treuschwur
Dich, den Blinden! Öffne die Augen! Werde
Einmal behutsam!

Keinen Kriegssturm brauchst Du zu fürchten,
Schlingt um Dich ihr mächtiges Band die Treue.
Bist Du einig, wirst Du allein die fremden
Horden verscheuchen.

Die gleiche Sehnsucht nach einem freien, einigen und mächtigen Deutschland unter Habsburgs erlauchtem Scepter athmen die deutschen Gedichte: „Aufmunterung zum Krieg", „Frankreichsstürzung" und „Türkhen Niderlag, 19. August 1691", aus denen die bezeichnendsten Strophen mitgetheilt werden mögen:

Auf, auf zu den waffen greifft,
Was nun ist guet Teutsch gesinnet,
Vil betrug man dort anspinnet,
Wo man bloß zum laster pfeifft.
Ey das spille bald zerthrennet,
Da man nach der Freiheit rhennet.
Eylet nun mit Tapffrer Faust
Ihr berühmte kriegeshelden,
Euer That wird d'Nachwelt melden:
Vor Euch schon dem Feinde graust.
Wo die Lieb das Herz entzündet,
Alle gfahr gar gschwind verschwindet.

Nun ihr Fürsten seyt bereittet,
Laßet Euch betrügen nicht:
Tapffer vm die Hoheyt streittet,
Blaßet Frankreich aus das Licht.
Wann sich Einigkeyt wird finden,
Werd es sicher vberwinden.
Nun Soldaten iez ist Zeyt,
Schüzet d'wärte Christenheyt.
Tapffer nun vnd vnverzaget
Den Franzoß vnd Türkhen schlaget.

Rettenbacher wendet sich aber nicht nur an das deutsche Volk, das in sich zersplittert und zerklüftet, ein trauriges, herzzerreißendes Schauspiel darbot; er wendet sich auch freimüthig gegen die die Unsitten des französischen Hofes blindlings nachäffenden deutschen Fürsten geistlichen und weltlichen Standes, welche, vom Glanze des französischen Geldes geblendet, die Sache des Reiches schnöde verließen und im Solde Frankreichs daheim Maulwurfsarbeit verrichteten. Sein Mahnruf gilt aber auch allen denen, welche nach Frankreich als dem allein seligmachenden Lande des guten Tones hinüberschielten, nach Paris reisten, um sich an dem dort herrschenden Geschmacke, oder sagen wir richtiger Ungeschmacke zu bilden, demgemäß die biedere deutsche Art mit ihren Idealen verlernten und die ehrwürdige Muttersprache in die Rumpelkammer warfen oder zum mindesten durch eine Mischehe mit einer fremden Sprache verzerrten. Aus dem Grundeseiner Seele entringt sich ihm das Gedicht „Maternae linguae neglectus", in welchem er dem Melissus den Vorwurf macht,

daſs er in ferne Länder, welche der Ganges benetzt, der Tigris oder der liebliche Hydaspes bespült, schweife, während das Gute so nahe liege, daſs er sich voll Eifer und Verehrung auf das Studium aller möglichen exotischen Sprachen verlege, die Sprache aber, welcher sich die Mutter bediente, da sie seine zarten Lippen mit Küssen bedeckte, zu einem Aschenbrödel herabwürdige:

Pluribus linguis operam, Melisse,
Sedulam praestas: quod Arabs, Hebraeus,
Persa, Chaldaeus, Syrus ac Pelasgus
  Garrit, adoras.

Interim sermo patrius labore
Dignus est nullo? studium negatur,
Usa quo mater teneris labellis
  Basia fixit?

Verba, quae tecum prope nata, certe
Quis primis loqui didicisti ab annis,
Spernis et praefers peregrina nostris
  Dicta vel aequas.

Quid tibi mentis? meliora censes,
Quae procul terris veniunt remotis,
Quas rigat Ganges, Tigris ant amoenus
  Lambit Hydaspes?

Quaelibet tellus sua dona iactet:
Nitimur nos eloquio diserto,
Si velis vires, decus et nitorem
  Noscere linguae.

Wie **Horaz** der römischen Jugend die alten Tugenden, durch die Rom groß geworden war, in's Gedächtnis ruft, so legt **Rettenbacher** der deutschen Jugend die Rückkehr zu den Tugenden, die ehemals der Ruhmestitel des deutschen Charakters gewesen, an's Herz. Er schildert ihr die gute alte Zeit mit der sprichwörtlichen deutschen Treue und hält ihr einen Spiegel der Gegenwart vor, auf daſs sie in sich Einkehr halte, sich des zu ihrem Nachtheile an ihrem Volksthume begangenen Verrathes inne werde, sich ihrer den Franzosen abgelernten Sittenverderbnis zu schämen anfange:

Andacht, wie ist's doch verfallen
  Nun von etlich Jahren her?

. . . .

. . . .

Liebe auch ist ganz erloschen,
  Herrschet nun nur zorn vnd neyd:
Alls mit list ist abgebroschen,
  Alls betrug iez weit vnd breit:
Ach! wie werden wir bestehen,
  Wann die Welt wird untergehen?

Unser Dichter stellt aber auch in der Idylle seinen Mann. So entwirft er ein liebreizendes Bild des einziehenden Frühlings. Sobald

dieser Zauberkünstler kommt, entweicht die grimmige Kälte, der Schnee verschwindet und es verstummen des Nordwindes brausende Stürme. Alles verjüngt sich. Wieder erstarkt gießt Titan goldenen Lichtglanz über die Länder, neues Leben entlockt dem Boden zephyrischer Hauch, befruchtenden Regen sendet der Himmel nieder zur Erde; Wiese, Wald, Baum und Gebüsch schmücken sich mit zartem Grün; Veilchen, Lilien und Rosen zieren die Gärten; Narcissen und Narden erheben ihr Haupt neben Hyacinthe und Mohn; geschäftig eilen die Nymphen, frische Kränze zu flechten; Scharen süß flötender kleiner Sänger durchflattern die linden Lüfte; Ziege und Lämmlein tummeln sich vergnügt auf den neugeborenen Gefilden; Kummer und Gramm entfliehen, denn die Sonne lacht, der Himmel blaut und die Natur rüstet sich wie eine Braut zum frohen Hochzeitsfeste; auch in des Menschen Brust weckt der Lenz Maiglöckchen, Freude, Friede. Da man den Naturgenuß nur dann ganz und voll auskosten kann, wenn man mit der Natur intimen Verkehr unterhält, so zieht Rettenbacher das stille, ruhige Leben auf dem Lande dem in der geräuschvollen Stadt entschieden vor. Jenes ist ihm um den größten Luxus in dieser nicht feil. Es bekundet sich dies unter anderem in dem „Lob", welches er dem Aignerthale, wo seine Wiege gestanden, zueignete (Laus vallis Aignensis):

Diversis agimur studiis, coniuncta voluntas
Sit licet: urbem habitas, me patria arva trahunt.
Suavius hic ridet diffuso lumine caelum,
Purior aura etiam liberiorque venit.
Aspera non rupes retinet nec inhospita saxa,
Sed laeto volucrum carmine dulce nemus.
Marmoribus non vasta domus, sed tecta modesta,
Quo leni clivo ducit amoena via.
Alcinoi credas viridantia regna subire:
Mulcet odor nares, lumina forma rapit.
O flores — ingens subit admiratio — flores,
Exclamo, viridis germina grata soli!
Quid blando labens flumen per saxa susurro?
Quam iuvat et prono quae fluit unda iugo?
Gaudia quanta putas, tardo gressu ire per agros
Et captare umbras, quae mihi deliciae?
Quaeso, voluptatis sincerae ubi copia maior,
Maius ubi teneri pondus amoris erit?
Hic habito mecum vesana crepundia spernens
Et curas fatuas arceo mente procul.

Waldl hat das bestrickende Loblied also verdeutscht:

Mag der Beruf uns trennen, wir bleiben im Herzen vereinigt,
  Hält auch die Stadt Dich zurück, lockt mich mein heimisches Dorf.
Freundlicher lächelt mir hier und mit vollerem Lichte der Himmel,
  Würziger strömet herein, freier die herrliche Luft.
Mich umschließt nicht das schroffe Gestein und das rauhe Gemäuer,
  Munterer Vogelgesang jubelt im lieblichen Hain.
Hier prangt auch kein Marmorpalast, zu bescheidenen Häusern
  Sanft nur steigend hinan führet der freundliche Weg.
Du glaubst fast des Alkinoos grünendes Reich zu betreten,
  So reich quillt hier der Duft, fesselt Dein Auge die Pracht.
„Blumen" — mich fasst ein gewaltiges Staunen — „ihr herrlichen Blumen",
  Ruf' ich, „Du freundlich Geschlecht hier auf dem sprossenden Grund."
Sieh', wie schmeichelnd wälzt durch's Bett ihr Wasser die Salzach!
  Sieh', wie lieblich ergießt sich von der Höhe der Bach!
Kannst Du die Wonne verstehen, gemach durch die Fluren zu wandern,
  Friedlich im Schatten zu ruh'n? Mir ist es selige Lust.
Wo nur, frag' ich Dich, Freund, lebt reinere, größere Freude,
  Wo fasst mächtiger noch zärtliche Liebe Dein Herz?
Da nun leb' ich für mich und verachte das lärmende Treiben,
  Halte der Sorgen Gespenst glücklich mir fern von der Brust.

Ein andermal sehnt sich der Dichter nach der Einsamkeit im Gebirge. In unwegsamen Gegenden dem weidenden Lämmlein gleich herumzuschweifen und zur Nachtzeit die funkelnden Sterne zu betrachten, dünkt ihm ein begehrenswertes Glück. Keine Verleumdung entweiht ihm daselbst den heiligen Frieden der Wälder. Von diesem träumt er in der Ode „Solitudo amanda".

Auf die mannigfaltigsten Töne sind die Lieder der vierten Gruppe gestimmt, welche heitere, leichte Stoffe behandeln. Besonders ist es Bacchus' Gabe, welche Rettenbacher zu launigen Schilderungen veranlasst. Der Wein ist ein Sorgenbrecher, welcher das Herz des Menschen ergötzt, den dichterischen Genius beflügelt und nach der Ansicht mancher auch die heftige Liebesglut mit ihren Zweifeln und Qualen dämpft. Allerdings bleiben bei übermäßigem Genusse die nachtheiligen Folgen nicht aus, daher dem Becher Maß und Ziel zu empfehlen ist. Köstlich ist das Lied auf den „Miles gulosus", der nach üppiger, mit altem Falerner gewürzter Mahlzeit in einen tiefen Schlaf verfällt und schnarcht, dass man glauben könnte, tausend betrunkene Bauern liegen auf dem Felde, und träumt, er sei im Kampfgewühl mit den Türken. Aber es ist nur Morpheus, der die Hiebe austheilt.

Dem Trebatius malt unser Dichter die Freuden des Ehelebens und den Segen der Kinder in verlockenden Farben aus. Freilich fehlt auch die Kehrseite des Bildes nicht. Leander wünscht sich ein kinderloses Eheleben, denn das geringste Geräusch macht ihn nervös; er verträgt weder den Laut eines Hundes noch das Pfeifen des Windes und meidet die gefiederten Sänger in den Lüften wie eine Schlange. Doch siehe da, eines schönen Tages macht ihm die Gattin mit den verführerischen rosigen Lippen einen Strich durch die Rechnung:

Attamen coniunx roseis labellis
Post decem menses peperit puellam.
Sed miser verbis querulus maritus
Astra lacessit:

„Quo mihi divi" (lacrimae dolorem
Argunt crebrae) „Venus et Cupido!
Quo mihi proles? Poteram carere
Pondere tali!"

Cur tibi vinclum placuit iugale,
Liberi cum sint oneri? volebas
Semper uxorem sterilem? Negavit
Numen amoris.

Er tadelt die putzsüchtigen Mädchen, die ihre frischen Wangen durch Schminke und Bleiweiß verunstalten, deren Kopfputz einem babylonischen Thurme gleicht, die ihren milchweißen Hals mit einer Kette künstlich gearbeiteter schneeweißer Steinchen umschließen. An ihnen kann kein echter deutscher Mann Gefallen finden, zumal wenn ihre Zuneigung nicht aufrichtig und uneigennützig ist, sondern nüchterner, kühler Berechnung entspringt. Dagegen preist er in begeisterten Worten die edlen, sittsamen Jungfrauen, deren Werth nicht durch Schätze aufzuwiegen ist. — Die Schärfe seines Spottes gießt er über die nach Liebschaften lüsternen närrischen Alten aus. So gibt er der Lyce, welche schon mit beiden Füßen an der Schwelle des Grabes steht, welcher das Alter bereits Runen in das Gesicht gezeichnet, zu erwägen, daſs sie besser thäte, wenn sie, statt gierig nach einem Bräutigam zu schnappen, an Tod und Gericht denken würde: „Denke an den Charon und an die schwarzen Frösche, die im Stygischen Sumpfe quaken. Dem Probus wird eine edle Jungfrau sich vermählen und ihn mit Nachkommenschaft beglücken." Ebenso lächerlich ist die Liebschaft der Greise. Was hat Jugend zu thun mit runzeligem Alter! Nur durch Geschenke magst du, Alter, ein Mädchen gewinnen. Doch fehlt die Gabe, dann verläſst es dich eilig. Darum nimm einen vernünftigen Rath an! Lege ab deine Raserei oder erblühe wieder in lieblicher Jugend:

Virgo senectam sic metuit tuam,
Nummos reposcit, consilium cape:
Aut pone curam insanientem
Aut virides iuvenesce in annos.

Es sei uns gestattet, unsere Anthologie mit der groß angelegten „Ode an den heiligen Stifter Rupert von dem Wachsthum und der Hoheit der Stadt und Kirche Salzburg" (Ode ad divum Rupertum fundatorem de urbis et ecclesiae Salisburgensis incrementis et maiestate) zu beschließen. Sie hat folgenden Wortlaut:

Dive, fidem cuius virtus invexit in oras
 Teutonicas et Norica regna,
Respice sese attollentes ad sidera turres
 Ac pulsantes vertice nubes.
A te principium, tu tantae molis es auctor
 Et fundamina prima locasti,
Cum dux Boiorum mersus lustralibus undis
 Et caelesti est fonte rigatus.
Urbem exstruxisti, aeternam pro Antistide sedem
 Et Petro sacra claustra dicasti.
Sidera cum scandis, divus Vitalis ad aras
 Succedit pietate flagranti,
Prodigiis crebris dudum super aethera notus
 Et magno probitatis amore.
Saecula bina fluunt, ingenti ecclesia crescit
 Relligioque assurgit honore.
Virgilius superis sublimes excitat aedes
 Atque tuo de nomine signat.
Pallia supremi mandato Antistidis Arno
 Accipit ac praeire iubetur.
Tertia vero aetas thesauro ditat et ornat
 Templa gravi, dum corpora defert
Sanctorum et flammis caeli mortalia fervent
 Pectora. Quarta pari aestuat igne,
Munere cum regum gaudet, cum ecclesia floret,
 Curarum quoque mole gravatur.
Quinto igitur saeclo se oneri subducere tanto
 Divi Petri Abbate statuto
Praesulibus visum, partiri vitae laborem,
 Difficile nec pondere labi,
Alcides umeros veluti supponit Olympo
 Et fesso succurrit Atlanti.
Invidiae funesta lues et Caesaris ira
 Nititur obturbare quietem
Tempestate illa tristique involvere motu:
 Evasit constantia victrix,
In mediis instar scopuli dum perstitit undis
 Atroci venata procella.
Quin etiam Christi ardenti succensus amore
 Desectus crudeliter artus

Praesul ab hoste fero: proprio sic sanguine legem
Firmavit, sic dogmata caeli.
Immitis sexto saevit discordia saeclo
Et sacris avellit ab aris
Pontifices, quis iura favent Augusta potestas.
At sicut vaga sidera nube
Clarius effulgent pulsa, sic pulchrius ardor
Emicuit post flamina dira
Pro grege pastorum durisque ecclesia rebus
Aucta magis, fiducia crescit.
Interea fundatae aedes ac templa novata,
Invictae dum robore mentis
Constitit usque fides, ventos atque aequora pressit
Caesareo commota tumore.
Septimum et octavum crudelia bella frequenter
Attulit atque incendia crebra.
Omnia sed prudens domuit sollertia, Martem
Eiecit, compescuit ignes.
Erectae sedes etiam propriisque dicatae
Praesulibus, ne cura deesset
Subiecto populo facilisque ad sidera trames.
Nona aetas fert munera plura;
Aras exornat divum pretiosa supellex,
Quae blando fulgore relucent,
Sicuti cum tremula resplendet imagine solis
Pontus et auro marmora certant.
Astringit disciplinam moresque reducit
Ad veterum praecepta severa.
Magna hinc utilitas; Benedicti regula firmo
Stat talo nec deficit aevo.
Plurima sed decimum conquirit praedia saeclum
Aut redimit, quae perdita bello:
Arces instaurat, praeclaras erigit aedes
Atque Hebraeos pellit ab urbe.
Comprimit et turbas, quas vana licentia movit,
Triste nefas pia poena coercet.
Dogmata decernit, nova per quae secta fugatur,
Moenia ne pervertat et agros.
Complanat sternitque vias per devia lustra,
Cuncta invicto robore munit.
Undecima ast aetas vincit longeque nitore
Saecula post se prima reliquit:
Haereseos labes penitus migrare iubetur,
Una fides sit, pastor et unus.
Francisci proles Augustinique vocatur
Cum populo crescente labore.
Felix Salsburgum, quod tuta pace quiescit,

Dum saevus Mars omnia turbat
Imperia et regnis stragem excidiumque minatur.
Flamma quidem sacra tecta perurit,
Maiore at sumptu surgunt, maiore decore
Et feriunt prope turribus astra.
Ingentes moles ducuntur, moenia celsa
Attollunt se ac montibus aequant.
Quae luteam quondam speciem prae se tulit, urbem
Marmoream spectare licebit.
Quid memorem erectas aedes aut arte novatas?
Et quid pulvinaria divum?
Quam ludunt fontes! quam splendet principis aula!
Coenobium quam suave renidet!
Hic etiam sedem doctus sibi legit Apollo
Et Petro se nectit amico
Foedere Pieridesque trahit castamque Minervam
Atque omnes pubem edocet artes.
Relligio has inter curas moderatur habenas
Et pietas gravitate modesta.
Sed quid ego haec multis! tu summis cernis ab astris
Cuncta venisque ad vota tuorum.
O, serva porro consueto moenia more
Gandolphumque tuere per aevum!

Waldl hat sie fließend verdolmetscht:

Himmlischer, dessen geheiligter Mund ans deutsche Gestade
Glauben gebracht und in Noricums Marken,
Blick' jetzt gnädig herab auf die himmelanstrebenden Thürme,
Die ihr Haupt zu den Wolken erheben!
Denn sie stammen von Dir, Du bist ja der Vater des Ganzen,
Du hast zuerst hier Mauern gegründet,
Als der erhabene Bojerfürst sich dem Bade der Sühne
Neigte, bethaut von der himmlischen Quelle.
Du auch thürmtest die Stadt auf, des Bischofs dauernden Wohnsitz,
Weihtest dem Petrus das würdige Kloster.
Doch Du giengst in's Sternengezelt, Dir folgte Vitalis
Am Altar, voll brennenden Eifers,
Lange bekannt durch Zeichen und Wunder im Munde des Volkes,
Und durchdrungen von Liebe zum Rechte.
Zwei Jahrhunderte flieh'n, es erstarkt durch mächtiges Ansehen
Kraftvoll die Kirche, belebt sich der Glaube.
Virgil gründet der Gottheit dann den erhabenen Tempel,
Den Dein heiliger Name bezeichnet.
Arno nimmt auf des Papstes Geheiß auch des Palliums Würde
Neben den Pflichten des geistlichen Führers.
Reichlich gewährt als Zierde der Tempel der folgende Zeitraum
Köstliche Schätze. Der Heiligen Leiber

Schafft er; himmlische Glut entzündet die menschlichen Herzen;
Gleiche Begeist'rung lebt in dem vierten.
Durch die Geschenke der Könige freut sich und blühet die Kirche,
Trägt nur schwer noch die wachsenden Sorgen.
Drum entschloss sich im fünften, die wuchtige Last zu verringern
Und Sanct Peter den Leiter zu geben,
Weise der Bischof, dass er die Sorgen des Lebens zertheile
Und der gewaltigen Pflicht nicht erliege
Gleich dem Alciden, der mit den Schultern den mächtigen Olymp stützt,
Linderung bringend dem keuchenden Atlas.
Mag auch der Missgunst traurige Pest und des Kaisers Ergrimmen
Trachten, die freundliche Ruhe zu stören
Durch den verderblichsten Sturm und zu hüllen in traurigen Aufruhr:
Siegreich bleibt der Beständigkeit Waffe,
Wie wenn, mächtig von Wogen umbraust, Trotz bietet die Klippe,
Bis entfloh'n der erbitterte Sturmwind.
Ja durch glühende Liebe zum göttlichen Sohne begeistert
Leidet der Bischof, vom Feinde zerstückelt,
Schrecklichen Martyrtod und bekräftigt mit eigenem Blute
Laut das Gesetz und die Lehren des Himmels.
Grausam wüthet das sechste Jahrhundert in hässlicher Zwietracht
Und es entreißt den geweihten Altären
Bischöfe, die für das Rechte gestritten, des Kaisers Gewaltthat.
Doch wie die wandelnden Sterne nur heller
Strahlend der fliegenden Wolke entsteigen, so glänzte nur schöner
Nach dem verderblichen Sturme die Liebe
Gegen die Scharen der Hirten, und trotz der Geschicke Bedrängnis
Hebt sich die Kirche, nimmt zu das Vertrauen.
Mächtige Bauten ersteh'n, es erneut sich der Tempel Gemäuer,
Während des unüberwindlichen Geistes
Stärke den Glauben befestigt; er siegt über Wind und Gewoge,
Traurig erregt durch den Hochmuth des Herrschers.
Grausam bringen die folgenden zwei Jahrhundert' in Menge
Schrecklichen Kampf und verderbliche Brände.
Aber verständige Klugheit siegt über alle die Schrecken,
Bändigt den Krieg und der Flamme Verderben.
Ja auch eigene Bischofssitze begründet die Liebe,
Dass nicht fehle die leitende Sorgfalt,
Die dem ergebenen Volke den Weg in dem Himmel erleicht're.
Reiche Geschenke vertheilet das neunte;
Kostbar strahlet der Schmuck von der himmlischen reinen Altären,
Heiter umwoben von schmeichelndem Schimmer,
Wie wenn zitternd im Spiegel des Meeres das Antlitz der Sonne
Glänzt und der Marmor sich misst mit dem Golde.
Engere Grenzen bestimmt es der Zucht und erweckt in der Sitte
Wieder der Alten gepriesene Strenge.

Reich schon zeigt sich die Frucht; es erhebt sich auf sicherem Boden
Dauernd des heiligen Benedict Regel.
Aber des Krieges Verluste, des Landes erträgliche Güter
Sammelt und kauft erst wieder das zehnte.
Prächtiger schmückt es die Burg, es errichtet erhab'ne Paläste,
Säubert die Stadt von dem Volk der Hebräer.
Glücklich bezwingt es den Streit, entflammt durch nichtige Freiheit
Züchtigt gerecht den betrübenden Fehltritt,
Predigt der Kirche Gesetz und verbannt die gefährliche Secte,
Fluren beschützend und Stadt vor Verheerung.
Kunstvoll bahnt es gefällige Straßen in schrecklicher Wildnis,
Alles umgibt es mit kräftiger Schutzwehr.
Mächtiger aber und siegreich naht sich das elfte Jahrhundert,
Herrlicher noch als die früheren Zeiten.
Aus dem geheiligten Kreis muss weichen der Secte Verderben,
Einheit lehrt es im Glauben, im Hirten.
Augustins würdig Geschlecht und die Söhne des armen Franciscus
Tragen die wachsenden Sorgen der Herde.
Glückliches Salzburg, freundliche Stätte des sicheren Friedens,
Während Empörung der zornige Kriegsgott
Schleudert in jegliches Reich und die Länder bedroht mit Vernichtung.
Feuer verzehrt wohl die heiligen Giebel,
Aber mit größerer Pracht und schöner erstehen sie wieder
Stolz mit den Thürmen die Wolken berührend.
Menschlicher Fleiß schafft riesige Bauten, gewaltige Mauern
Thürmen sich berghoch über der Stadt auf.
Wo nur mit ärmlichen Hütten die Stadt einst grüßte den Fremdling,
Glänzt jetzt Marmor dem staunenden Auge.
Was erst nenn' ich Paläste, die neu und verjüngt sich erheben,
Was auch der Himmlischen strahlende Kirchen?
Sieh, wie spielen die Wasser, wie glänzen die fürstlichen Hallen!
Sieh, wie schimmert das freundliche Kloster!
Hier auch erkor sich der weise Apollo den heiteren Wohnsitz,
Treu sich verbindend dem heiligen Petrus,
Führet mit sich das Gefolge der Musen, die keusche Minerva,
Lehret die Jugend jegliches Kunstwerk.
Während der Fleiß entbrennt, führt kräftig der Glaube die Zügel
Und mit bescheidener Strenge die Liebe.
Doch ich schweige davon. Du, Heiliger, siehst ja vom Himmel
Alles und kommst auf die Bitten der Deinen.
O, so verbleib' auch fürder der Stadt der getreue Beschirmer
Und schütz' Gandolph gnädig im Leben!

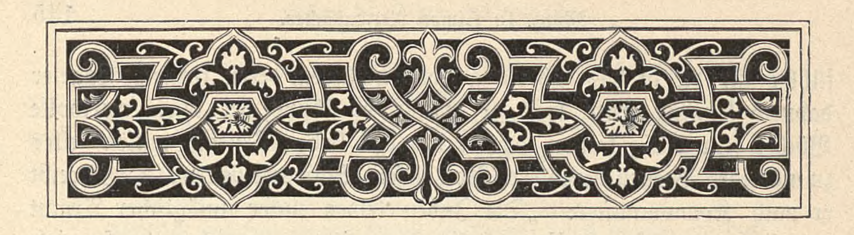
Hier darf nicht verschwiegen werden, dass Rettenbacher während seines zweiten Aufenthaltes in Rom sich mit der Sophokleischen „Antigone" in dem schönen Wahlspruche: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" begegnet. Er hat warme Worte des Mitge-

fühles für die in das Ghetto gesperrten Juden, deren traurige Lage er dadurch kennen lernte, weil er erfuhr, er könne bei ihnen wertvolle Bücher sehr billig kaufen, da sie um des lieben Daseins willen alles zu niedrigen Preisen hergäben. Von tiefem Schmerze überwältigt schreibt er nach Kremsmünster: „Die Juden leiden unter unsäglicher Armut und sie haben keine Hoffnung, sich aus ihr zu erheben, da so viele Bürden auf ihnen lasten. Offen und aufrichtig bemitleide ich das traurige Los dieser Menschen." („Tanta paupertas Judaeos premit nec spes emergendi superest, cum tot premantur oneribus. Tristem istorum hominum sortem vere sincereque commiseror").

Ein Meister der äußerst schwierigen Kunst der Selbsterkenntnis, konnte Rettenbacher mit geschwelltem Herzen von sich sagen: Vixi carminibus nuper idoneus. In dankbarem Gedenken ließ die rührige Gesellschaft für Salzburger Landeskunde an seinem Geburtshause eine aus Untersberger Marmor verfertigte Gedenktafel anbringen, welche am 23. Mai 1895 feierlich enthüllt wurde. Sie trägt die Inschrift: „Geburtshaus des Dichters und Gelehrten P. Simon Rettenbacher, Benedictiners von Kremsmünster, geboren 1634, gestorben 1706. Er wirkte segensreich an der Universität Salzburg und besang seine Heimat in herrlichen Liedern."

Niemand mochte sich über diese Anerkennung mehr freuen als der bescheidene Mönch, welcher ihn aus dem Staube der Bibliothek ausgegraben, seinem Namen einen herrlichen Klang verschafft, ihm einen reichen Inhalt gegeben hat. Lehner hat unstreitig viel für seinen Ordensbruder gethan; allein die Arbeit ist noch lange nicht vollendet. Es ist eine schwierige Aufgabe, die zahlreichen noch nicht an das Tageslicht geförderten Gedichte herauszugeben, eine neue Ausgabe der vergriffenen „Ludicra et satirica" zu veranstalten. die culturhistorisch außerordentlich wichtigen Briefe der Öffentlichkeit zu übergeben u. s. w. Möge es Lehner vergönnt sein, das monumentale Werk, welches für das Stift Kremsmünster und unser ganzes Vaterland ein Ruhmesdenkmal sein wird, zu gedeihlichem Ende zu führen! Damit dies aber dem etwas leidenden Manne gelinge, sollte er von den Pflichten eines Gymnasialprofessors entbunden und in den Stand gesetzt werden, seinen idealen Bestrebungen, welche eine frische, ganze, ungetheilte Kraft brauchen, in einem otium cum dignitate zu leben.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Mittheilungen des k. u. k. Kriegs-Archivs.[1])

Von —w—.

Die vorliegenden Bände rechtfertigen in vollem Maße den vorzüglichen Ruf, den die kriegsgeschichtlichen Arbeiten unseres Kriegs-Archivs überall erworben haben. Aus Originalacten geschöpft, bei großer Gründlichkeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit, erhält man oft erst durch sie ein richtiges und wahrhaftes Bild von Ereignissen, die bisher grob entstellt oder durch die Parteibrille gesehen, in die Geschichte übergegangen sind. Diese fünf Bände enthalten außer einigen anderen Aufsätzen vornehmlich den Feldzug 1792 und eine Reihe von Schilderungen aus dem österreichischen Erbfolgekriege, welche höchst interessante, bisher meist unbekannte Streiflichter auf die damaligen Verhältnisse werfen.

Die Heere des Kaisers und der französischen Revolution am Beginne des Jahres 1792. Von Oberstlieutenant Moriz Edler von Angeli,

Österreich im Kriege 1792; der Feldzug in die Champagne von Oberstlieutenant Alfred Hausenblas und

Die Ereignisse in den Niederlanden von Hauptmann Oskar Criste.

---

1) Herausgegeben von der Direction des k. u. k. Kriegs-Archivs, und zwar:
Neue Folge IV. Band mit 9 Tafeln und 6 Adjustierungsbildern 1889 (384 Seiten),
" " V. " " 4 " 1891 (433 Seiten),
" " VI. " " 7 " 1892 (375 "),
" " VII. " " 6 " 1893 (441 "),
" " IX. " " 5 " und einem Kärtchen, 1895 (419 Seiten). Bei L. W. Seidel & Sohn, Wien, gr.-8.

Ein Vergleich der Zustände von heute mit jenen vor hundert Jahren zeigt erst, welche ungeheueren Culturfortschritte seitdem gemacht worden sind. Einen der bedeutendsten Gradmesser bildet der jeweilige Zustand des Heeres, und man würde es kaum für möglich halten, dass damals gesagt werden konnte: „Der gemeine Mann ist eine Maschine und muss sie bleiben, weil er sonst nicht, so oft es die Umstände erfordern, um seinen täglichen geringen Sold zum Todtschießen hingeführt werden könnte." (Memoire über die Ursachen des Unglückes in Italien. Cabinetsacten. K. A. Fasc. 13./2. 1792.) In diese, uns kaum mehr verständlichen Verhältnisse werden wir hineingeführt; sie dienen zum Verständnisse des folgenden Feldzuges.

Ein Krieg war so wenig vorausgesehen und der französischen Revolution wurde anfänglich so wenig Bedeutung beigemessen, daß Erzherzog Karl noch am 21. April 1792 seiner Tante Erzherzogin Christine schrieb: „du reste personne ne croit à la guerre."

Um so unerwarteter traf er daher die Armee. Ihre taktische Ausbildung unterschied sich gar nicht von jener anderer Staaten. Das Reglement war dem preußischen nachgebildet, nur hatte man ihm von Friedrich II. die starre, formelle Taktik, aber nicht seinen Geist unterlegt. Jede Selbständigkeit war verpönt, nichts durfte ohne Commando geschehen. In geschlossener Linie, in gemessenem Schritt (60 in der Minute), unter klingendem Spiel wurde vorgerückt, bis es zum „Chargieren" kam. In 15 Tempi und 19 Griffen wurde das Feuer abgegeben. Das Tiraillieren war Sache der Jäger, der Grenzer und der Freicorps. Auch die Cavallerie bewegte sich in der Regel nur im Schritt und setzte sich zur Attaque erst auf 120 Schritte in Galop. Das Feuergefecht zu Pferde existierte noch. Die leichten Geschütze waren bei der Infanterie eingetheilt und wurden im Gefechte nur durch die Bedienungsmannschaft vorwärts gebracht. Auch das schwere Reservegeschütz wurde derart fortbewegt, da die Bespannungen gar keine Schulung besaßen.

In der Schlacht standen die Truppen der Linie in zwei Treffen und dem corps de réserve, die Reiterei auf den Flügeln. Eine organische Untertheilung in taktisch selbständige Körper gab es nicht; die Truppen waren den Generalen nur für einen bestimmten Zweck unterstellt. Die Leitung der langen Linien war natürlich ungemein schwierig.

Ebenso sonderbar war damals, im Gegensatze zum jetzigen Volksheer, die Ergänzung. Sie geschah durch Conscription und Werbung. Die Militärgrenze, Tirol und die Vorlande hatten bestimmte Contingente zu stellen. Jedes Regiment hatte seinen „Werbebezirk". Die ganze Last des Wehrdienstes lag auf den Bauern, Handwerkern und den „Unterthanen", d. i. den Grundholden der Patrimonial- und Municipalherrschaften. Alle anderen waren „exempt", so Adel, Doctoren, Kaufleute, Künstler, Bürger landesfürstlicher Städte u. s. w. Zeitlich exempt waren u. a. Lakaien, Läufer, Pflasterer und Rauchfangkehrer. In Ungarn bewilligte der Reichstag die Recruten. Da er aber unregelmäßig einberufen wurde, blieben die Regimenter stets unter dem Stande und ergänzten

sich bloß durch Werbung und die zahlreichen ex officio Abgestellten, wozu die Insassen der Comitatsgefängnisse, Passlose und Vaganten den größten Theil beitrugen. Nur zu den Husaren durften schlecht Beleumundete oder Ausländer nicht geworben werden. Die Wehrpflicht dauerte vom 17. bis zum 40. Lebensjahre. Die Juden wurden seit 1788 eingereiht, die galizischen jedoch nur zum Fuhrwesen.

Nur volle Dienstuntauglichkeit gab Anspruch auf Entlassung, außer es trat die Ererbung eines Gewerbes oder Grundeigenthumes ein. Halbinvalide kamen in die Garnisonsregimenter. Eigenthümlicherweise legte man den alten, ganz gebrechlichen Soldaten mehr Wert bei als den jungen, kräftigen Recruten.

Der Remontenpreis betrug 17 bis 19 Ducaten. Es war z. B. untersagt, für die deutsche Cavallerie rehbraune oder semmelfarbige Pferde anzukaufen, wie denn die beim Regimente eingeführte Farbe gleichmäßig zu erhalten war.

Die Ergänzung der Officiere erfolgte durch die Akademien, die k. k. und die Regiments-Cadetten und durch die Ex propriis, dann aus der Mannschaft. Die sogenannten „Conventionen" bestanden schon damals; es waren dies Privatübereinkommen, damit ein Officier gegen eine bestimmte Abfindungssumme ohne Pension seine Stelle quittierte, in welche derjenige, der das Geld erlegt hatte, vorrückte. Die Gebüren waren sehr hoch; so bekam an Gage allein der Generalmajor 6000 fl. C.-M. jährlich; der Oberst monatlich 316 fl. 32 kr., der Hauptmann 71 fl. 42 kr. C.-M. Dazu kamen noch mehrere Brotportionen und im Felde Fourage-Gebüren. Der Füsilier bekam 5 kr., der Grenadier, Reiter, Kanonier ꝛc. 6 kr. C.-M. und das Brot, im Felde um je 1 kr. mehr.

Wir müssen kurz der Stärke der Armee gedenken. Sie bestand aus 57 Linien- (mit 2 Grenadier- und 16 Füsilier-Compagnien), 18 Grenz- und 3 Garnisons-Regimentern. Jedes Bataillon führte zwei Fahnen, eine dreipfündige und eine sechspfündige Kanone. Die Reiterei zählte 2 Carabiniers-, 9 Cürassier-, 10 Dragoner- und 6 Chevauxlegers-Regimenter (mit 6 bis 8 Escadronen), an Nationalcavallerie 8 ungarische (mit 8 Escadronen) und die Székler Husaren (10 Escadronen), dann 1 Uhlanen-Regiment (4 Escadronen). Es bestanden 3 Feldartillerie-Regimenter und das Bombardiercorps. Sie waren dank den Bemühungen des Fürsten Wenzel Liechtenstein und Graf Josef Colloredo in vorzüglichem Stand. Das schwerste Caliber waren die zwölfpfündigen Kanonen und die zehnpfündigen Haubitzen. An technischen Truppen gab es das Pontonnier-, Sappeur- und Mineurcorps und nur von Fall zu Fall aufgestellte Pionniere. Eine Menge Freicorps schlossen sich an, zu dem bald das Condé'sche stieß. Mit Ausnahme der Tiroler Scharfschützen, der wallonischen Jäger von Le Loup und Dandini, leisteten sie aber sämmtlich nur geringe Dienste.

Die Heeresanstalten befanden sich in keinem für einen Krieg geeigneten Zustand. Das von Kaiser Josef II. aufgestellte Fuhrwesencorps hatte im Türkenkriege nicht entsprochen. Man griff deshalb nach dem Vorschlage des Hauptmanns Wimmer zum „gedungenen Fuhrwerk".

Der Train war namentlich wegen der mitgeführten Zelte ungebürlich groß. Die „Verpflegung“ ruhte ausschließlich in den Händen der Lieferanten und Contrahenten. Unbeholfen, wie an einem unsichtbaren Faden, hieng die Armee an ihren Magazinen, man verstand nicht auf Kosten des Landes zu leben und fürchtete bei Requisitionen Zucht und Disciplin aufs Spiel zu setzen. Der gleiche Alp des engherzigen Bureaukratismus und Schlendrians lastete auf dem „Sanitätswesen“. Das Ärztepersonal war ungenügend, die Heilung der Kranken weniger von Belang als die ökonomische Wirtschaft. So blieben Hunderte von Kranken und Verwundeten in den ersten Feldzügen in der schlechtesten Jahreszeit hilflos unter freiem Himmel liegen.

In dieser Verfassung traf die Revolution das kaiserliche Heer. Die Truppen waren durchaus vollkommen zuverlässig, eine willige, geistlos gedrillte, todte Maschine. Die Führer waren überzeugt, dass Disciplin und energischer Befehl für alles genüge. In Seele und Herzen des Soldaten hatte nichts vorzugehen, er hatte nur blind zu gehorchen. Eine große Idee, ein einheitlicher Impuls, Initiative, etwas, das über die gewöhnliche Routine hinausgieng, war nach Ansicht der maßgebendsten Persönlichkeiten kein Kriegserfordernis, sondern eher schädlich. Bitter klagte später Erzherzog Karl über die Furcht vor Verantwortung, die Indolenz, den Mangel an Verständnis und die gegenseitigen Eifersüchteleien der Generale.

Gegenüber standen die Heere der Republik, mit dem ausgesprochenen Zweck des Umsturzes aller bisherigen politischen und socialen Verhältnisse, der Zertrümmerung des Autoritätsprincips, der Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein. Wen diese Idee nicht enthusiasmierte, den reizte der Wunsch, das vom Adel und der Gesellschaft erlittene Unrecht zu rächen, und für die Schwankenden gab es ein Radicalmittel: die Guillotine! Schon der feste Wille und die positive Absicht gaben die Überlegenheit über den autokratischen Schlendrian, dem die Form mehr galt als das Wesen.

Die königlich französische Armee war fast ganz aufgelöst; die mangelhaft ausgebildeten Nationalgarden und Freiwilligen verstanden nicht zu manövrieren. Die Generale konnten sie bloß geradeaus in dichten Haufen zum Angriffe ansetzen, und diese giengen, im Bestreben nach Deckung, unwillkürlich zum zerstreuten Gefecht über. Dass aus dieser nothgedrungenen Maßregel sich ein neues taktisches System bilden werde, ahnte damals niemand.

Dieses regelwidrige Vorgehen der Franzosen brachte die Methodik ihrer Gegner ins Gedränge; sie standen vor etwas Unerhörtem. Stets besorgt, umgangen zu werden, dehnten sie die Front zur dünnen Cordonstellung aus, die dann leicht zu durchbrechen war. Man versuchte das Tirailleurgefecht ebenfalls anzunehmen, allein die Truppen waren dazu nicht geschult und kamen aus der Hand. Zum Überfluss war die staatliche Politik einer energischen Kriegführung ungünstig, die Regierungen

wollten blos das Übergreifen der Revolution in ihr Gebiet abwehren und nur, wenn es sein musste, bis Paris vordringen.

Diesem negativen Standpunkt stand der positive der Republik entgegen und, wie immer, musste dieser schließlich die Oberhand gewinnen.

❦

Durch die Declaration von Pillnitz, 27. August 1791, hatten der Kaiser und der König von Preußen erklärt, ihr Ziel sei „die Aufrechterhaltung der essentiellen Bestandtheile der monarchischen Regierungsform in Frankreich". Es handelte sich also durchaus nicht, wie fälschlich oft angegeben wird, um Wiederherstellung der alten Zustände. Sollte es wider Erwarten zu einem Kriege kommen, erachtete man ein Vorrückung bis an die Maas für genügend, da man hoffte, dass die Festungen ihre Thore öffnen und die französischen Truppen übergehen würden. Ein Vorgehen bis Paris war nur bedingungsweise in Aussicht genommen. Österreich und Preußen wollten je 50.000 Mann aufstellen. Der Statthalter der Niederlande, Herzog Albert von Sachsen-Teschen traf anfangs 1792 auf eigene Verantwortung Kriegsvorbereitungen. Nach dem Plane des Obersten von Langenau wurde „eine Chaîne von Posten und Positionen aufgeführt, die einander entlängst der Defens-Linie succedieren und mittelst welchen man, nach denen dazu projectierten Märschen, des Feindes Bewegungen entgegen manövrieren, . . . auch wo Zeit und Umstände begünstigen, ihm selbst auf den Hals gehen und angreifen könne". Zopfig wie der Stil war die Ausführung; ein dünner Cordon deckte die Grenze, der überall leicht durchbrochen werden konnte.

Dem Drängen der Jacobiner folgend, hatte Ludwig XVI. am 20. April 1792 an Österreich den Krieg erklärt. Herzog Albert rückte mit Streitkräften zwischen Mons und Tournay vor, allein der Aufmarsch in dieser 50 *km* breiten Linie hinderte ihre Vereinigung zu einem kräftigen Schlage, wo doch ein entscheidender Erfolg mehr gewirkt hätte, als alle Declarationen der Cabinete. Zum Glück waren die französischen Truppen so schlecht, dass ihre Angriffe am 28. und 29. April bei Mons, Tournay und Courtray kläglich scheiterten. Bei letzterem Orte erfuhr Marschall Luckner, dass ihm nur 800 Mann unter Oberst Baron Mylius entgegen gestanden waren; er verwies seine Truppen: „Prenez l'exemple, ces Autrichiens sont des vrais héros!" Der zweite Einfall im Juni verunglückte ebenfalls, die Franzosen zogen sich in das verschanzte Lager von Famars. Leider konnte Herzog Albert diese günstige Lage nicht ausnützen, da er Ende Juli 14.000 Mann unter Feldzeugmeister Graf Clerfayt zur Hauptarmee absenden musste und der Rest kaum zur Deckung der Niederlande hinreichte.

Der Aufmarsch der Hauptarmee am Rhein war Ende Juli beendet. Außer dem Landgrafen von Hessen hatte kein einziger deutscher Reichsfürst irgend ein Contingent beigestellt. Das Obercommando führte Herzog Ferdinand von Braunschweig. Der berühmte Feldherr des siebenjährigen Krieges war alt geworden. Sein arg verclausulierter Kriegsplan war ganz methodisch; die energische Offensive, welche als einziges Ziel

das Niederwerfen des Gegners kennt, war daraus verbannt, stets nur ein geographisches Object und nicht die feindliche Armee das Ziel der Operationen, das Herausmanövrieren sollte den taktischen Schlag, der einzig und allein entscheidet, ersetzen. Die Hauptarmee hatte über Luxemburg, und Longwy nach Verdun vorzurücken, die österreichischen Corps unter Clerfayt und Feldzeugmeister Fürst Hohenlohe-Kirchberg sollten beide Flanken decken. Vielfach beeinflussten die französischen Emigranten, welche die alte Ordnung hergestellt haben wollten, durch ihre falschen Anschauungen in übler Weise den Kriegsplan. Fürst Kaunitz warnte vergebens „sie werden nur die Nation in Harnisch bringen und das Leben der königlichen Familie den imminentesten Gefahren aussetzen".

Am 25. Juli erschien das verhängnisvolle Manifest an die Franzosen: „Die Verbündeten giengen nicht auf Eroberungen aus, sie wollten sich nicht in die inneren Angelegenheiten mischen, fordern aber die Befreiung der königlichen Familie, Rückkehr der Truppen zur Fahne und Unterwerfung der Einwohner. Alle wurden dafür verantwortlich gemacht und bedeutet, dass sie ohne Hoffnung auf Gnade nach dem Kriegsgesetze gerichtet würden. Sollte wider die königliche Familie eine Gewaltthat verübt werden, würde Paris einer Execution unterzogen und zerstört werden." Derartige Drohungen hätte allenfalls ein vor der Hauptstadt stehender Sieger sich erlauben dürfen, so aber rief das Manifest allgemeine Empörung hervor. Die Antwort waren die Erstürmung der Tuilerien am 10. August, die Septembermorde, die Einberufung der Nationalconvention und die Gefangensetzung Ludwig XVI. in den Temple.

Am 5. August erreichte die Hauptarmee Trier und erst am 20. Longwy, wo Clerfayt zu ihr stieß (Marschleistung 75 *km* in 8 Tagen). Die Festung ergab sich am 23.; am 30. erschien Braunschweig vor Verdun, das am 2. September capitulierte.

Während dieser Tage hatten sich die Franzosen kaum gerührt. Der compromittierte Marquis Lafayette war am 19. August zu den Österreichern entflohen, Dumouriez hatte sein Commando übernommen und wollte in die Niederlande einfallen. Das Vorrücken Feldzeugmeister Clerfayts bewog ihn, davon abzustehen und sich gegen die Preußen zu wenden. Am 4. September besetzte er Grand Pré und die Argonnen-Defilés, wohin er alle entsendeten Abtheilungen berief. Auch Kellermann marschierte mit der Centrumsarmee von Metz über Toul und St. Dizier dahin. So war bei den Franzosen endlich eine Einigkeit des Handelns hergestellt.

Bei den Verbündeten giengen dagegen die Ansichten immer weiter auseinander. Die Haltung der republikanischen Truppen hatte arg enttäuscht, das Wetter war schlecht geworden, die Magazinsverpflegung hatte versagt; sie war schuld, dass die Armee zu 200 *km* ganze 30 Tage gebraucht hatte. Braunschweig wollte den weiteren Vormarsch aufgeben, allein der König, von den Emigranten gedrängt, verweigerte seine Zustimmung. Endlich wurde der Entschluss gefasst, Du-

mouriez nördlich zu umgehen und noch vor Eintreffen Kellermanns zu schlagen. Am 14. sollte alles vor den Argonnen stehen; Clerfayt traf pünktlich in Boult aux bois ein, nachdem er eine französische Abtheilung empfindlich geschlagen hatte. Auch Hohenlohe kam am selben Tage in Neuvilly an der Aisne an, trotzdem „die Leute im durchweichten Boden bis an die Waden hineinfielen, alles bis auf die Haut nass war und die Schuhe von den Füßen stecken blieben“. Die Preußen erreichten Sommerance und Landres.

Dumouriez, anfangs durch diese Bewegungen irre gemacht, fasste nun den kühnen Entschluss, sich bei St. Ménéhould vorzulegen und forderte Kellermann auf, sich dort mit ihm zu vereinigen. Am 15. holte ein preußisches Husarenregiment die französische Nachhut ein und warf sie in voller Flucht auf ihr Gros, das von einer derartigen Panik ergriffen wurde, dass Dumouriez es erst am folgenden Tage zwischen St. Ménéhould und Valmy sammeln konnte. 8 Officiere, 275 Mann, 4 Geschütze und die Kriegscasse fielen den Husaren in die Hände; mehr als 2000 Versprengte liefen bis Rheims und Châlons. Statt diesen Umstand auszunützen und der Ardennenarmee rasch zu folgen, blieb Braunschweig bis zum 17. im Lager von Landres. Am 18. erst marschierte er ab, um „durch ein zweites Manöver den Feind zu zwingen, hinter die Marne zu fliehen“, allein der König wollte den Gegner „nicht wieder entwischen lassen“ und schob das Gros bis Somme-Tourbe.

So standen sich beide Heere ganz nahe, die Schlacht schien endlich bevorstehend. Dumouriez' Nachhut stand am 19. auf den Höhen von Yvron und Valmy, Kellermann links auf jener von Dommartin la Planchette. Am 20. früh 6 Uhr 30 Minuten rückte die preußische Vorhut gegen die Franzosen vor. Nebel und ein feiner Regen hinderten den Ausblick, erst auf den Höhen von La Lune erhielt sie Geschützfeuer und marschierte auf, um das Gros zu erwarten. Dieses war so spät aufgebrochen, dass es erst um 1 Uhr am Schlachtfelde erschien, wo um 2 Uhr sein Aufmarsch vollendet war. Der Befehl zur Vorrückung gegen die auf dem Windmühlenberge von Valmy postierten Franzosen, die dort 36 Geschütze aufgefahren hatten, war schon ertheilt, als der Herzog plötzlich ausrief: „Hier müssen wir nicht schlagen!“ — Bedenken aller Art waren in ihm aufgestiegen. Das Fechten mit verkehrter Front, mit dem Rücken gegen Paris und die missliche Lage im Falle er nicht siegte, der geringe Munitionsvorrath, die mangelhafte Verpflegung, die vielen Kranken, alles das mag die Ursache gewesen sein, warum der Herzog trotz des Drängens Clerfayts seinen Befehl nicht zurücknahm. — So trat an Stelle der Entscheidung die miserable Kanonade von Valmy, die Ehrensalve für das Grab des Königthums. Am 21. erklärte die Nationalconvention Frankreich zur Republik. Das Selbstgefühl der Franzosen stieg nach diesem Erfolge maßlos, ihr Heer verstärkte sich von Tag zu Tag.

Unterhandlungen wurden eingeleitet, die zwar allgemeines Misstrauen erweckten, aber zu keinem Resultate führten, bis sie Dumouriez mit der Erklärung abbrach „ein freies Volk lasse sich weder Drohungen

gefallen, noch Gesetze vorschreiben". Schweren Herzens ertheilte der König am 29. September den Befehl zum Rückzug, der das Unglück vollendete. Das anhaltende Regenwetter hatte die Wege grundlos gemacht, das Schuhwerk war total zerrissen, Krankheiten rissen ein, die Verpflegung blieb aus; schlechte Marschdispositionen verursachte Colonnenkreuzungen und Aufenthalte, die Stimmung war vollkommen deprimiert. Das Corps Clerfayt bog nach den Niederlanden ab, Hohenlohe und die Hessen bildeten die Nachhut, auf welcher die größten Schwierigkeiten lasteten. Der Feldzeugmeister bemerkte, „dass die Franzosen die k. k. Truppen sozusagen allein als ihre Feinde ansahen, indem Generallieutenant Graf Kalkreuth fort mit ihnen verhandelte". Man wollte Hohenlohe das Obercommando übergeben, allein dieser lehnte ab: „Ich verbat mir aber diese Ehre, da ich keine preußische Armee commandieren will."

Die Preußen wollten um Trier Winterquartiere beziehen; auf die Nachricht von der Einnahme von Mainz durch Custine, marschierten sie jedoch nach Koblenz, während Hohenlohe nach Luxemburg abrückte. Die Franzosen waren nur langsam gefolgt, Dumouriez hatte sich am 12. October gegen die Niederlande gewendet, Kellermann rückte allein nach. Als ihm Kalkreuth die Räumung von Longwy zusicherte, versprach er, „den Preußen nur der Form nach zu folgen" und richtete seine Angriffe bloß gegen die Oesterreicher und Hessen. An der Grenze machte er Halt.

So hatten denn die Preußen den Feldzug nicht nur durch eigene Schuld verloren, sondern sich auch gegen ihre Verbündeten höchst zweideutig benommen. Mit großer Offenheit, ohne jeder Beschönigung ist in treffender Weise diese Unternehmung geschildert und schiebt der so beliebten Geschichtsfälschung endlich einen Riegel vor. Mit größter Aufopferung, gegen ihre bessere Überzeugung, ordneten sich die Österreicher dem Herzog unter. Stets waren sie zeitgerecht da, und dass die ganze Unternehmung so überaus kläglich ausfiel, war gewiss nicht ihre Schuld.

Die Ereignisse in den Niederlanden. Nach Abgang Clerfayts sollte Herzog Albert von Sachsen-Teschen die Niederlande mit 34.000 Mann decken, und man muthete ihm noch zu, die Offensive zu ergreifen, um den Vormarsch Braunschweigs zu erleichtern, indem er französische Streitkräfte auf sich ziehen solle. Bis Mitte September fanden an der Grenze unausgesetzt kleine Kämpfe statt, in denen die Zähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit der Kaiserlichen, selbst bei auffallender Minderzahl, örtliche, glänzende Erfolge erzielte. Die Kühnheit von Officieren und Soldaten ist bewunderungswürdig, aber diese aufreibenden Gefechte und Theilerfolge blieben für das Große ohne Belang.

Vergebens protestierte Herzog Albert gegen den aussichtslosen Einbruch nach Frankreich. Unablässig gedrängt, entschloss er sich zu einer Unternehmung gegen Lille, da dieses ganz nahe der Grenze lag und die Verbindungen nicht gefährdet waren; er schrieb aber dem Kaiser Franz: „Ich muss gestehen, dass ich lächerlich erscheine, indem ich beabsichtige, mit 13- bis 14.000 Mann eine Festung ersten Ranges zu bombardieren."

Am 25. September erschienen die Österreicher vor Lille, mit einem aus alten, fast unbrauchbaren Geschützen bestehenden Belagerungspark und in so geringer Stärke, dass sie die Festung nicht einmal abschließen konnten. Dass trotzdem das Möglichste geleistet wurde, war selbstverständlich, aber Herzog Albert war von der Unmöglichkeit eines Erfolges so überzeugt, dass ihm die Nachricht vom Rückzuge der Hauptarmee den willkommenen Anlass bot, die Belagerung am 8. October aufzuheben und in die Winterquartiere nächst Mons und Tournay abzurücken.

Die Episode der Gefangennahme des Generals Marquis Lafayette verdient Erwähnung. Er stellte sich am 19. August bei den Vorposten. Sowohl Preußen als die bourbonischen Prinzen forderten dessen Auslieferung „um an dem abscheulichen Manne ein Exempel zu statuieren". Mit allen Mitteln wurde intriguiert und verdächtigt; allein Herzog Albert wies alle derlei Zumuthungen in würdigster ritterlicher Weise ab und hielt Lafayette in Luxemburg in anständiger Gefangenschaft.

Militärische und politische Actenstücke zur Geschichte des ersten schlesischen Krieges 1741. Von Major Karl von Duncker (Schluss).

Wenn auch die Rechte Preußens auf Schlesien nicht um ein Haar besser waren als jene Österreichs, so hatte doch Friedrich II. nach der Schlacht von Mollwitz das Land im Besitz. Feldmarschall Graf Neipperg war gegen Neisse zurückgegangen und hatte die Armee wieder in schlagfertigen Zustand gebracht.

Die Königin Maria Theresia hatte mit ihrem klugen und scharfen Blick die Lage stets richtig beurtheilt. Sie sah ein, dass nur ein Sieg ihr helfen könne und drängte Neipperg „de tâcher de faire quelque chose". Auch dieser erkannte die Absicht des Königs, blos zu täuschen, er fühlte, dass es nöthig sei, sie durch einen entscheidenden Schlag zu durchkreuzen, allein dazu konnte er sich nicht aufraffen. Die Sorge, die einzige Armee einer Niederlage auszusetzen, lähmte sein richtiges Erkennen und die Mahnungen des Großherzogs Franz Stefan, ja nichts zu überstürzen, trugen das ihrige bei, dass er die Königin drängte, etwas zu thun, was er selbst für nachtheilig ansah.

Von allen Seiten bedroht, die Franzosen und Bayern standen schon in Passau, konnte Maria Theresia von außen keine Hilfe erwarten. Sie nahm die Vermittlung Englands an, das dabei eine recht zweideutige Rolle spielte. Der unausweichlichen Nothwendigkeit nachgebend, willigte sie in die Abtretung Schlesiens: „Placet, weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid!"

Am 18. September fand sich der Generaladjutant des Königs, Oberst v. Goltz bei Neipperg in Neisse ein. Dieser berichtete, „v. Goltz habe zu viel schöne Worte gemacht, als dass nicht noch etwas dahinter stäcke, der König suche wieder etwas zu profitieren". Allein Neipperg räth doch zu Unterhandlungen, denn auch ein Sieg würde die Preußen nicht endgiltig niederwerfen und „die Königin habe dieses Kriegscorps zu anderweitigen Andringlichkeiten so nöthig".

Am 9. October traf Neipperg mit Friedrich II. im Schloss Klein-Schnellendorf zusammen und schloss die Convention, in der sich letzterer verpflichtete, nie mehr als Nieder-Schlesien zu verlangen und nie mehr offensiv gegen die Königin aufzutreten. Neisse sei zum Schein zu belagern und in 14 Tagen zu übergeben; Neipperg ziehe sich nach Mähren. Das Abkommen sei bei Ehrenwort geheim zu halten.

König Friedrich II. hatte sich beeilt, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Wahrscheinlich hatte ihn der am 19. September in Frankfurt zwischen Frankreich, Bayern und Sachsen abgeschlossene Partagevertrag über die österreichischen Länder stutzig gemacht, er beeilte sich daher, ihnen zuvor zu kommen. Überdies stand ihm Neipperg intakt gegenüber und der Vormarsch der Bayern nach Wien, der die Armee hätte aus Schlesien herausziehen können, brauchte noch viel Zeit. Dass der König sich durchaus nicht rein fühlte, sagte er später selbst: „Cette matière est délicate, la démarche du roy était scabreuse."

So gewissenhaft Österreich das Abkommen einhielt, so wenig genau nahm es der König. Am 1. November trat er dem Partagetractat bei und ließ sich vom Kurfürsten von Bayern, welcher Böhmen beanspruchte, die Grafschaft Glatz abtreten. Schon vorher aber war der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau in diese eingerückt. Dem unwürdigen Spiel machte erst am 13. December eine offene Erklärung in der Zeitung ein Ende, dass 25 preußische Escadronen aus Böhmen zu den Verbündeten zu stoßen hätten. Als officieller Grund des Vertragsbruches wurde angegeben, dass Österreich das Geheimnis nicht gewahrt habe. Die Unstichhältigkeit dieses Grundes liegt auf der Hand: der Kurfürst hatte am 26. November Prag genommen und sich krönen lassen; Friedrich II. fürchtete einfach, dass er bei der Theilung der Länder zu kurz kommen könne.

Gefühlspolitik zu treiben, war nicht Sache des Königs; er wollte sich in Furcht und Ansehen setzen, und seine Freundschaft sollte hoch im Preise stehen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, auch jenes, seine Gegner durch einen Vertrag zu hintergehen. Schon jetzt zeigten sich sein genialer politischer Blick und sein sehr weites Gewissen. Doch er fand in der „jungen unerfahrenen Prinzessin", die ihm „wenig Frucht einflößte", eine Gegnerin, die ihr gutes Recht unerschütterlich vertheidigte. Bald sollte sie, die von aller Welt verlassen war, hochgeachtet und mächtig dastehen. Ihr Missgeschick war einzig und allein, dass ihr ein König Friedrich gegenüber stand, aber an sittlicher Größe konnte auch dieser an die hohe Frau nicht heranreichen.

Die freiwilligen Aufgebote in Ungarn im Ersten Schlesischen Kriege. Von Hauptmann Karl Alexich.

Die Legende hat sich der Scene auf dem Pressburger Reichstage bemächtigt und sie ausgeschmückt, wo die junge Königin im festen Vertrauen zu ihren Völkern, die Opferwilligkeit der Magyaren anrief, ihr in ihrer schweren Bedrängnis zu helfen. Hier wird dargethan, wie sich die Sache wirklich zugetragen hat, allein ungeschmälert bleibt der Dank, welcher den begeisterten Männern zu zollen ist, die der Königin

ihre Dienste antrugen, den ungarischen Waffengenossen, die tapfer an der Seite der alten Regimenter kämpften und siegreich die Fahnen über die Grenzen trugen.

Die ungarische Wehrverfassung hatte König Stefan der Heilige auf das Lehenswesen gegründet. Der Adel und die Freien dienten im Kriege persönlich (militia, personalis insurrectio), außerdem hatten sie nach Maßgabe des Grundbesitzes zu den Kriegslasten beizusteuern, und zwar nach der Zahl der Hofthore, durch die Portal-Insurrection (Banderien). Sie gab den Maßstab für die Pflicht des Adels, nach dem Verhältnis des den Bauern überlassenen Grundes Streitbare aufzubringen. Reguläre Regimenter gab es erst seit 1715, und zwar 3 Infanterie- und 8 Husaren-Regimenter.

Die Königin konnte nur eine ausgiebige Hilfe von Ungarn erwarten, denn die Erblande waren gänzlich erschöpft. Bereitwillig übernahm der hochverdiente, greise Judex curiae Feldmarschall Johann Graf Pálffy den Auftrag der Aufstellung eines freiwilligen Aufgebotes 1740. Einzelne Magnaten und Comitate rüsteten auf eigene Kosten Husaren aus, aber die Aufstellung gieng nur langsam vonstatten; erst im Mai 1741 standen bereit: 2 Regimenter des Pester Comitats, 1 aus dem Pressburg-Komorn-Raaber und 2 Jazygier- und Kumanier-Compagnien, im ganzen kaum 2100 Reiter. Sie zeichneten sich in Schlesien in allen Gefechten aus, dagegen ließ ihre Disciplin viel zu wünschen übrig, und die Beschwerden über sie nahmen kein Ende. Ihr Commandant Generalfeldwachtmeister v. Ghilányi beklagte sich bitter über ihre Unbotmäßigkeit. Infolge dessen wartete man gar nicht auf das Ablaufen ihrer Capitulation und schickte sie am 21. September nach Hause.

Unabhängig davon entstand in Slavonien eine Truppe, deren Aufbringung selbst damals ungewöhnlich war, die Trenckischen Panduren. Major Franz Freiherr v. d. Trenck stellte der Königin den Antrag, binnen drei Wochen ein Freicorps von 1000 Mann aufzustellen. Unter dem 27. Februar 1741 wurde dies angenommen und sollten dazu „alle in Slavonien gewesten, nach der Hand aber pardonnirten Rauber genommen werden". Nach einigen Verzögerungen durch Fahrlässigkeit der Beamten und einer Meuterei in Esseg führte Trenck am 27. Mai der Königin seine Panduren, 1024 Mann, „nächst der Vogelstangen vor der Favoritenlinie" vor. „Ihre Majestät bezeigten eine besondere Gewogenheit und ließen für jeden Mann drei neu geschlagene Siebzehner selbst austheilen." Major v. d. Trenck stellte später die zwölf größten Männer der Kaiserin-Witwe vor. Ihre wilden Gesichter und geschorenen Köpfe, die sonderbare raizische Tracht mit rothen Mänteln, die Bewaffnung und die türkische Musik erregten allgemeines Aufsehen. Wegen des gänzlichen Mangels an Disciplin leisteten sie in Schlesien anfangs wenig, Graf Neipperg nahm sogar Trenck das Commando und übergab es dem Major Menzel. Er zeigte sich überhaupt dem Freicorps sehr ungünstig gesinnt und verschwieg auch gänzlich dessen tapfere Thaten, so dass die Panduren in hellen Haufen nach Wien desertierten. An der Taborbrücke stellte sich ihnen Trenck entgegen und hielt 300 auf, an die sich die

anderen allmählich anschlossen. Feldmarschall Graf Khevenhüller nahm dann Trenck zu seinem Heere und unter diesem ihm wohlgewogenen Feldherrn war er in seinem Element. Um die Thaten der Rothmäntler und ihres sie noch um Haupteslänge überragenden, verwegenen Führers in Bayern und am Rhein wob sich bald ein Sagenkranz. Das jetzige Infanterie-Regiment Nr. 53 ist stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren.

Am 25. Juli 1741 war Maria Theresia gekrönt worden; im ungarischen Reichstag traten, wie immer, die Sonderinteressen hervor, allerhand Gravamina wurden erhoben, aber an das Aufgebot nicht gedacht. Da trat die Königin in eigener Person ein und am 11. September erscholl im Pressburger Schloss der berühmte Ruf: Vitam nostram et sanguinem consecramus!" Man hoffte 65.000 Mann aufzubringen, aber wie so oft, waren die Verhältnisse stärker als der beste Wille. Am 13. November wurden 6 „Legionen" bewilligt: Forgách (jetzt Nr. 32), Andrássy (Nr. 33), Ujváry (Nr. 2), Haller (Nr. 31), Szirmay (Nr. 37) und Bethlen (Nr. 52), jede mit 20 Compagnien. Zur Ergänzung der Husaren wurden 2400 Portalisten aufgebracht.

Die Aufstellung hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; so stritt man in Trencsin wochenlang über die Frage, ob die Infanterie „ungarische Mäntel oder deutschen Caput" bekommen solle. Feldmarschall-lieutenant v. Ghilányi berichtete u. a.: „Wo nicht Mittel getroffen werden, dass die angestellten Generale bei den Comitaten ein mehreres Ansehen bekommen, so ist ebenso viel, ob ich, der ich Feldmarschall-lieutenant, oder ein Lakai zu den mir anvertrauten Verrichtungen employiret werde." Es gebrach auch an Monturen, Ausrüstungen und Geld.

Im Frühjahr 1742 fanden sich nur 1543 Adelige bereit, „selbst aufzusitzen"; 4722 stellten den Ersatzmann und 7431 Portalisten rückten ein. Die ersteren schafften viel Verdruss, dagegen wurden die andern, meist Bürger- und Bauernsöhne, bald treffliche Reiter und tapfere, reguläre Husaren. Die Infanterie hatte ein weit schlechteres, ungemein excessives Material, bei einem Bataillon Haller kam es sogar zu einer Meuterei. Mit fester Hand gelang es dem Obersten, nach Füsilierung der Rädelsführer die Ordnung herzustellen. Erst im Mai 1742 rückte die Infanterie mit zwei Drittel des Kriegsstandes zur Armee ein.

Annähernd stellte Ungarn im Laufe jenes Jahres 14.877 Mann Infanterie und 13.699 Reiter. Es war nöthig, dies einmal historisch festzustellen, damit endlich die unrichtigen Ziffern vieler Geschichtsbücher den daraus gezogenen irrigen Folgerungen ein Ende machen. Wäre es wirklich gelungen 100.000, ja selbst nur 65.000 Mann aufzubringen, befände sich Schlesien noch heute in unserem Besitz. Leider konnten die wackeren, begeisterten Männer des Pressburger Reichstages ihre patrotischen Absichten nicht in vollem Umfange durchführen; dessenungeachtet bleibt ihnen für ewige Zeiten der Ruhm, in jenen schweren Tagen der Königin treu beigestanden zu haben.

König Friedrich II. von Preußen und die Ungarn bis zum Hubertsburger Frieden 1763. Von Oberlieutenant Andreas Kienast.

Auf Grund authentischer Acten wird zum erstenmale ein Thema von hohem Interesse behandelt. Es betrifft die Verhandlungen mit jener ungarischen Partei, in der Friedrich II., wie vor ihm die Türken, Ludwig XIV. u. A. ein Werkzeug gegen die Habsburgische Dynastie suchte. Leider sind die Acten im Kriegsarchiv unvollständig, da vieles einer unvernünftigen Scartierung zum Opfer fiel; auch in Ungarn ist wenig zu finden, aber das Vorhandene genügt immerhin, um ein ausreichendes Bild zu geben.

Sowohl in den Erblanden, als namentlich in Ungarn, hatte sich aus der religiösen Opposition die politische gebildet und die gegenseitige Intoleranz verschärfte die Gegensätze. Angebliche religiöse Bedenken waren zumeist der Deckmantel für Aufstandsgelüste, und die Magnaten machten dem Volke weis, man wolle die Verfassung stürzen. Die Versuche der Kaiser Leopold I. und Josef I., dieser Anschauung entgegenzutreten, blieben vergeblich; endlich gewann der katholische Clerus eine solche Überhand, dass die Evangelischen fast auf das Niveau bloß geduldeter Secten herabsanken. Der ausschließlich selbst gefasste, großherzige und geniale Appell Maria Theresias änderte in Ungarn die Verhältnisse gründlich; fortan wurde es während eines Krieges unmöglich, in Ungarn Aufstände hervorzurufen.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts hatte Brandenburg getrachtet, sich in die protestantischen Angelegenheiten Österreich-Ungarns einzumischen; Friedrich II. fand daher eine ganze Tradition mehr oder minder illegaler Beziehungen vor. Wenn ihm auch die Religion, gerade so wie der deutsche Patriotismus, höchst gleichgiltig waren, spielte er sich in diesem Falle auf den evangelischen Fürsten und hatte in Ungarn eine Menge Emissäre. Von diesen werden 49 mit Namen genannt, welche trachten sollten, den „offenen Brief Schwerins 1742" und das sogenannte „Marwitz'sche Patent 1744" zu verbreiten. Es bezweckten beide, freilich vergeblich, zu verhindern, dass die ungarische Insurrection die Grenze überschreite. Anno 1756 erschien die deutsch, lateinisch und französisch gedruckte Flugschrift: „Ohnbilliges Verfahren des Hauses Österreich gegen die Evangelischen." Der hierzu ertheilte, eigenhändige Auftrag des Königs lautet: „Der Stilus muss ganz plan und deutlich und gar nicht enflé sein, sich injuriöser Ausdrücke enthalten, aber alle malice so man darin anbringen kann, mit gebrauchen und unter der masque der größten simplicité mit adhibieren." In dieser Schrift wird die Kaiserin geradezu als Despotin hingestellt. Auch mit den orthodoxen ungarischen Serben sind 1744 Verbindungen nachweisbar.

Alle diese Versuche und Lockungen verfiengen aber bei der Masse der Evangelischen nicht, sie blieben der Kaiserin-Königin treu. Dagegen standen Einige in persönlichen Beziehungen zu Ungarn, die in der preußischen Armee dienten. Friedrich II. fehlte eine leichte Cavallerie, er bemühte sich dafür Husarenofficiere zu gewinnen. Da Maria Theresia in ihrer Großherzigkeit jedem gestattete, „sich zu retirieren, der keine Lust hat zu dienen, wenn anders selber auf geziemende Art quittieret", auch keinen Revers forderte, niemals gegen Österreich zu

dienen, traten 1743 allein 26 Officiere über und 1757 dienten 39 ungarische Officiere bei den Preußen. Von diesen haben es zu Generalen gebracht: Sigmund Halász de Dabas, Josef Theodor Ruesch, Peter Györy (schrieb sich später Dieury), Michael von Székely und Paul Werner. Zwei Briefe finden sich an Oberstlieutenant Baron Babocsay vor, er möge nach Berlin kommen. Er kam auch dahin, aber 1757 als k. k. General mit Hadik und fand bei der Einnahme der Stadt den Heldentod. Auch Mannschaft folgte den Officieren, so hatte z. B. Halász im Regiment 500 Ungarn.

Preußische Umtriebe zeigen sich auch bei dem Aufstande und auch in Mezö-Túr und Hód-Mezö-Vásárhely 1753. Die eigenen Landsleute unterdrückten binnen 48 Stunden die Sache, aber die Gefangenen sagten aus, der Halász Zsiga wäre in Ungarn gewesen und erwarte an der Grenze Zuzug. Noch unter Kaiser Josef II. traten, trotz Toleranzedict, einzelne aus politischen Motiven mit Preußen in Unterhandlung. Die letzte Episode gehört dem Jahre 1866 an, die Bildung des „Kgl. preußischen Freigängercorps", d. i. der kurzlebigen, durch höchst unreelle Mittel zusammengebrachten Klapka-Legion. Für dieses Unternehmen war nach bewährtem Muster vorgegangen worden.

Der Überfall bei Baumgarten. Von Major Karl von Duncker.

Ein kleines Reitergefecht am 27. Februar 1741 wirbelte damals in der Publicistik viel Staub auf; der Überfall der österreichischen Husaren hätte bei einem Haar Friedrich II. in Gefangenschaft gebracht.

Generalfeldwachtmeister Baron Lentulus hielt das Glatzische besetzt, die Preußen hatten ihre Posten in Ottmachau, Silberberg, Frankenstein und vorgeschoben in Wartha. Am 27. früh erhielt Baron Lentulus die bestimmte Nachricht, dass der König in Wartha eintreffen werde. Dieser hatte sich am 26. durch die Grenadier-Escadron Oberstlieutenant von Diersfordt nach Frankenstein begleiten lassen und ritt am 27. mit 50 Gendarmen und 60 Husaren nach Wartha, wo er um 11 Uhr vormittags eintraf. Diersfordt sollte ihn in Baumgarten erwarten.

Um den König aufzuheben, schickte Oberst Baron Trips von den Splényi-Husaren zwei Streifcommanden zu je 60 Reitern voraus und folgte selbst mit 30 nach. Das eine unter Rittmeister Komárseny stieß bei Baumgarten auf Diersfordt, dessen Escadron mit starkem Verlust floh. Das andere Commando unter Major Szombó stieß auf den König, der auf dem Wege von Wartha kam und 50 Mann Infanterie zur Bedeckung mitgenommen hatte. Diese wiesen die Husaren ab, und da Komáromy zu hitzig seinen Gegner verfolgte und dem König nicht den Weg verlegte, gelang es diesem abends Frankenstein zu erreichen.

Die Sache hatte aber ein Nachspiel. Ein sechsspänniger Wagen war von den Husaren Komáromys erbeutet worden, weil sie glaubten, der König säße darin. Es war aber nur ein Abgeordneter des Fürstenthums Münsterberg. Dieser wäre nun angeblich von den Husaren erschossen worden. Darüber schlug Friedrich II., nie scrupulös in der Wahl seiner Mittel, und im Unmuth über seine damals nicht günstige

militärische Lage, großen Lärm. Dieses Schicksal wäre ihm zugedacht gewesen, das sei ein Benehmen von Banditen u. s. w. Er beauftragte den Minister von Podewils dies allen Mächten mitzutheilen, sowie auch „in den publiquen Zeitungen das nöthige davon mit behörigen couleurs inseriren zu lassen". Daran wurden Schauermärchen und Verdächtigungen geknüpft; Großherzog Franz Stefan habe Mörder gedungen, sie hätten einen Eid leisten müssen und vom Hofkriegsrath eine Instruction und drei Ducaten bekommen. Maria Theresia war über diese Beschuldigung empört und gab in einer Note ihrer Entrüstung unverholenen Ausdruck.

Wie so viele Geschichtsfälschungen, findet dieser Roman selbst noch jetzt Aufnahme, so z. B. bei Droysen. Das Gelungenste ist aber, dass, wie Grünhagen in seiner Geschichte des ersten schlesischen Krieges berichtet (I. Seite 166), der angeblich erschossene Gesandte im folgenden Jahre die preußische Kammerherrnwürde erlangte und noch in den Fünfzigerjahren gelebt hat.

Interessant ist das beigegebene Facsimile einer vom König eigenhändig gezeichneten Skizze des Gefechtes.

Die Vertheidigungsanstalten in Nieder- und Inneröfterreich beim Einbruch der Bayern 1741. Von Rittmeister Heinrich Kematmüller.

Des großartigen ideellen und realen Aufschwunges, den Österreich der Regierung Maria Theresias verdankt, wird man erst recht inne, wenn man die Verhältnisse vor ihrer Thronbesteigung studiert. Der Einfall Friedrich II. in Schlesien hatte alle Streitkräfte dahin gezogen, gegen die nach Linz vorrückenden Bayern stand fast nichts. Die oberösterreichischen Stände huldigten freiwillig dem Kurfürsten Karl Albert. In allen Provinzen herrschte eine muthlose, zu keinem Opfer bereite Stimmung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlte gänzlich, jedes Land betrachtete sich als unabhängig von den andern; keine Spur eines Staatsbewusstseins, wohl aber ein Bild der grenzenlosen Zerfahrenheit des heillosesten Föderalismus. Der Adel zeigte sich antidynastisch, der böhmische unterhandelte sogar schon mit dem Kurfürsten und im Volke gewann die Anschauung die Oberhand, der Bayer sei berechtigt, die österreichischen Lande in Besitz zu nehmen. Nur Tirol und Wien machten hierin eine rühmliche Ausnahme.

In Wien übernahm Feldmarschall Graf Khevenhüller das Commando und setzte die Stadt und Leopoldstadt in Vertheidigungsstand. Die Besatzung war 8000 Mann, darunter drei Viertel Milizen. Kriegsbedarf war reichlich vorhanden, ebenso war für die Verproviantierung vorzüglich vorgesorgt. Viele Leute nahmen freiwillig Kriegsdienst. Anders stand es in Steiermark, wo nur 2228 Soldaten lagen. Hier weigerten sich die Bauern und Herrschaften der Arbeit. Mit großer Mühe gelang es dem Feldmarschalllieutenant Baron Moltke, die Pässe vom Semmering an über Mariazell, Pyhrn, Aussee bis zum Pass Mandling durch höchst einfache Werke (deren Abbildung beiliegt) zu sperren.

Trotz aller Mangelhaftigkeit machten diese Maßregeln doch Eindruck, die Bayern fürchteten für ihre langgedehnte rechte Flanke und verloren, in dem Bestreben, diese zu sichern, Zeit. Der preußische Bevollmächtigte drängte den Kurfürsten zum entschiedenen Vorgehen auf Wien, allein Karl Albert hegte Misstrauen gegen Preußen und wollte sich lieber den Franzosen anschließen, um sich vorerst Böhmens zu bemächtigen. Bei Mauthausen bog er plötzlich nach Norden ab, und damit war die dringendste Gefahr abgewendet.

Die Österreichische Administration in Bayern 1743 bis 1745. Von Rittmeister Kematmüller.

Ganz Bayern war 1743 von den Österreichern besetzt worden. Während Prinz Karl von Lothringen an den Rhein marschierte, blieb Feldmarschallieutenant Baron von Bernklau zurück und leitete rasch und geschickt die Civilverwaltung ein. Alle Beamten, die binnen vier Wochen sich im Amte einfanden, behielten ihre Stellungen. Administrator war der Landeshauptmann von Kärnten, J. A. Graf Goüs. Das Land war als ein „erobertes" zu behandeln; die rücksichtslose Weise, in der Karl VII. zwei Jahre vorher in Oberösterreich und Böhmen vorgegangen war, machen diesen Befehl sehr begreiflich.

Die Ergebnisse befriedigten aber nach keiner Seite. Den Bayern erschien das milde Vorgehen des Grafen Goës doch zu hart und der Hofkammer in Wien war das Erträgnis zu gering. Als die Armee vom Rhein zurück marschierte, machten die Intriguen des Generalkriegscommissärs Feldmarschallieutenant Graf Salaburg das Verhältnis vollends unleidlich; Bayern wurde für den zu gewärtigenden Friedensschluss als Faustpfand betrachtet und musste bedeutende Contributionen zahlen, gegen die Bernklau vergeblich protestierte. Im Jahre 1744 räumte er beim Vordringen der Franzosen den größten Theil des Landes und nach dem Frieden von Füssen wurde auch das letzte, die Oberpfalz zurückgegeben.

Die Bevölkerung bewies sich nicht unfreundlich, nur Adel und Stände waren widerspenstig, da sie gemäß ihrer Privilegien nichts zahlen wollten. Eine Huldigung wie Karl VII. in Linz und Prag sich zollen ließ, verlangte Maria Theresia durchaus nicht. Der zu leistende Eid sollte nur eine Auflehnung gegen die Obrigkeit verhindern. Dem gesunden Sinn des bayerischen Volkes war es zu danken, dass es zu keinerlei ernstlicher Störung der Ordnung kam. Aber auch die österreichische Administration verdient Anerkennung, dass sie verstand, die durch Karl VII. selbst geschaffene Kriegslage mit der Wohlfahrt des Landes thunlichst in Einklang zu bringen.

Tagebuch eines Officiers im Generalstabe der bayerischen Armee im Feldzuge 1812. (Major Fürst Thurn und Taxis.)

Die Copie dieses Tagebuches liegt im Kriegsarchiv und schildert in anspruchsloser Weise die Thaten und Leiden der Bayern in diesem verhängnisvollen Feldzuge. Es hat den hohen Wert der ur-

sprünglichen Wiedergabe aller Eindrücke, und dass es von einem gebildeten, unterrichteten Officier geschrieben ist, der den Ursachen auf den Grund geht und unbefangen und seine deutsche Gesinnung stets wahrend alles richtig beurtheilt. Man ersieht daraus, wie Napoleon die größten Lasten stets jenen Truppen auferlegte, die gezwungen waren, ihm als Bundesgenossen nach Russland zu folgen, und wie er die Franzosen, soviel als nur angieng, schonte.

Beim Marsche durch Polen nahm Napoleon die Franzosen an die Spitze, die schon damals anfiengen, die Ortschaften zu plündern und zu verwüsten. Die dahinter marschierenden Bayern fanden daher fast nichts mehr vor und bereits im Juni stellten sich als Folge der mangelhaften Verpflegung Ruhr und Dysenterie ein. Major Fürst Taxis bemerkt, es wäre mehr ein Raub- als ein Feldzug gewesen.

Nach den Gefechten von Polock und Spasy rückte am 18. August das sechste Corps in Polock ein, wo es fast ohne Veränderung bis 19. October blieb. Es war von München 25.000 Mann stark abgerückt und mit 6775 an die Düna gekommen. Die 24 Escadronen (2700 Reiter) hatte Napoleon zur Hauptarmee gezogen; von diesen kehrten drei Dienstpferde nach Bayern zurück.

Eine komische Episode fand anlässlich der Schlacht von Borodino statt. Der Sieg sollte durch Artilleriesalven gefeiert werden und Graf Wrede theilte dies mittelst Parlamentär mit. Am folgenden Tage traf ein gleichzeitig abgesandter russischer Officier mit der gleichen Mittheilung bei Wrede ein.

Am 18. ergriffen die Russen die Offensive und am 20. October räumten die Bayern, 2300 Streitbare, Polock. Bei dieser Gelegenheit fiel ein vorausgesendeter Wagen mit allen 22 Fahnen des Corps nächst Glubokoje den Russen ohne Kampf in die Hände. Der Rückzug erfolgte sehr langsam, am 13. trat ein Frost ein, der aber nicht ärger als in Deutschland war; nur das fortwährende Hin und Hermarschieren ruinierte die schlechtgenährten Soldaten. Fürst Taxis, zum großen Hauptquartier entsendet, machte mit diesem den Marsch nach Smorgo, den er so beschreibt: „Schon fieng man nach löblicher Gewohnheit an, den Ort Bienica in Brand zu stecken. Ich setzte mich wegen der Kälte zu Fuß in Trab und befand mich in guter Gesellschaft — vielleicht 30.000 Menschen, Generale, Officiere, Soldaten, alles untereinander, alle Bande der Disciplin gelöst; ausgenommen 20 polnische Gardelanciers, die um den Wagen Napoleons Escorte machten, konnte man kaum einen unter diesem großen Haufen die Benennung Combattant beilegen." Am folgenden Tag, 6. December, trat die große Kälte von -28^0 R. ein; am 7. näherte sich der Rest des bayerischen Corps den Trümmern der großen Armee und das wirkte ansteckend; die Mannschaft „gieng privatisieren", wie man damals sagte, und am 10. waren nur 300 Mann übrig. Am 12. in Kowno bestand das 6. Corps aus genau 68 Mann. Am Njemen hatte die Verfolgung aufgehört; in Polock an der Weichsel trafen Ergänzungen bis ungefähr 5000 Mann ein, worauf das Corps wieder einigermaßen reorganisiert werden konnte.

Nicht Kälte, nicht Gefechte und nicht der Brand von Moskau haben den Untergang der großen Armee herbeigeführt, sondern nur der gleich anfangs eingetretene Mangel, die Unmöglichkeit des Nachschubes. Wenn auch jetzt permanente und Feldeisenbahnen, bessere Straßen u. s. w. diesen wesentlich erleichtern, so ist zu bedenken, dass Napoleon mit 370.000 Mann den Njemen überschritt, gegen die heutigen Millionenheere nur ein Bruchtheil. Wie soll das in Zukunft werden?

Die Bekämpfung des Aufstandes in Piemont 1821. Von Hauptmann Julius Zerboni di Sposetti.

Fürst Metternich stand im Zenith seiner Macht, er war eben Staatskanzler geworden. Der durch die Heilige Allianz bezweckte allgemeine Friede schien für lange gesichert. Jeder geistige Aufschwung, jeder freisinnige und volksfreundliche Gedanke schien polizeilich beseitigt, die Staatsmänner konnten sich dem ersehnten Quietismus hingeben. Aus dieser Ruhe schreckte sie die unerwartete Nachricht vom Ausbruche der Revolution in Spanien und noch mehr die ganz unvorhergesehenen Forderungen nach einer Constitution in Neapel und Piemont.

An Italien hatte man sich am meisten versündigt. Seit dem Sturze des weströmischen Reiches war das Land, wenn auch unter Fremdherrschaft, zum erstenmale geeint, alle Errungenschaften der Revolution hatten sich bei dem hochintelligenten Volke überraschend schnell eingelebt. Um so empfindlicher war dann die Wiederherstellung der Kleinstaaterei, wodurch Italien zu einem bloßen geographischen Begriff herabsank, die Zurückschraubung auf die Verhältnisse vor 1796 und die Vormacht Österreichs, das allen Regenten einen Rückhalt bot, welche sich dem Volkswillen entgegen stemmten. Geheime Gesellschaften mussten naturgemäß sich bilden und das Schlagwort war ausgegeben: „Einigung Italiens unter dem Haus Savoyen, Krieg gegen Österreich."

In Sardinien gestalteten sich die Verhältnisse nach Rückkehr des Königs Victor Emanuel I. sehr ungünstig. Der herzensgute Monarch war im Exil schwach und bigott geworden. Statt das Gute der französischen Einführungen beizubehalten, schaffte er alle Neuerungen ab und rief dadurch ein Chaos in allen Rechtsverhältnissen hervor. In der von ihm geliebten Armee entstand ebenfalls ein Zwiespalt im Officierscorps. Den emigrierten Officieren standen die Freisinnigen gegenüber; diese setzten, bei der Kinderlosigkeit des Königs und seines Bruders Karl Felix ihre Hoffnung auf den Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan. Sehr befähigt, gut unterrichtet, eine ritterliche sympathische Erscheinung, verhehlte dieser weder seine Neigung zum Fortschritt, noch seine Abneigung gegen Österreich.

Der Zeitpunkt zum Losschlagen schien günstig, als General der Cavallerie Graf Frimont gegen Neapel abmarschiert war. Das militärische Pronunciamento erfolgte, am 10. und 12. März fielen die Citadellen von Alessandria und Turin in die Hände der „Föderierten", der erschreckte König dankte ab, Karl Albert wurde zum Regenten ernannt. Seine Stellung war schwierig; erklärte er sich für das Volk,

dann verlor er die Thronfolge und hatte überdies einen Krieg zu fürchten, dessen Ausgang bei der Schwäche Sardiniens und der nicht vollen Verläßlichkeit der Truppen, nicht zweifelhaft sein konnte. So war er denn zu einer zweideutigen Rolle gezwungen, er ertheilte die Constitution, vorbehaltlich der Genehmigung durch König Karl Felix, entfloh aber am 22. März heimlich zu den treu gebliebenen Truppen, welche Generallieutenant Graf Latour in Novara gesammelt hatte.

Die Alliierten tagten eben in Laibach. Zur Bekämpfung des Aufstandes wurde der Commandierende in der Lombardei, Feldmarschall-lieutenant Ferdinand Graf Bubna bestimmt, im Bedarfsfalle sollten 130.000 Russen in Italien einrücken. Charakteristisch für die kleinlichen Auskunftsmittel, die damals in Österreich üblich waren, ist, dass die Standeserhöhung der beiden Feldbataillone auf 140 Mann pro Compagnie, durch Abgabe von Mannschaft aus dem dritten Bataillon erfolgte.

Erst am 8. April überschritt Bubna den Ticino, als Latour das Anrücken der Aufständischen meldete. Sie griffen mit circa 3000 Mann Novara um 6 Uhr früh an und wurden von den Königlichen mit lebhaftem Feuer empfangen. Fast im selben Augenblicke erschien die österreichische Vorhut, Generalmajor Bretschneider mit Palatinalhusaren Nr. 12 und dem 8. Jägerbataillon in der rechten Flanke und bald darauf das Gros. Nach kurzem Gefechte flohen die Aufständischen. Ein Fähnrich des Infanterieregiments Nr. 29 (Name ist leider nicht genannt) blieb todt, mehrere Soldaten wurden verwundet. Das Treffen von Novara hatte dem Aufstand ein Ende gemacht.

König Karl Felix waltete mit maßloser Härte; die Unzufriedenheit stieg immer mehr und förderte das Gedeihen der geheimen Gesellschaften. Auch das Heer kam nicht zur Ruhe und Bubna berichtete: „Es gebe das Bild einer Masse Menschen, die nach einer kräftigen Direction seufzen, die aber niemand ihnen zu geben versteht." Gegen den Willen Metternichs, der aus „moralischen Gründen" eine Besetzung durch russische Truppen wünschte, hielten Österreicher bis 1823 den östlichen Theil von Piemont besetzt. In dieser ganzen Zeit gab es, dank der trefflichen Mannszucht und Rechtlichkeit unserer Soldaten nicht einen einzigen Anstand mit der Bevölkerung.

Hauptmann v. Zerboni weist nach, dass es nie in der Absicht des Wiener Cabinets lag, den Prinzen Karl Albert von der Thronfolge auszuschließen. Kaiser Franz I. bewirkte 1825 dessen Aussöhnung mit dem König; schon vorher hatte er ihm für seine Tapferkeit bei Erstürmung des Trocadero bei Cadix am 31. August 1823 das Maria Theresien-Kreuz verliehen. Beides sind sichere Beweise, dass der Kaiser dem Prinzen wohl gesinnt war.

Drei Berichte aus dem belagerten Wien 1683.

Es sind fast die einzigen, welche aus der Stadt an Kaiser Leopold I. gelangt und erhalten sind. Zwei datieren aus den kritischen Tagen, wo der Fall des Burgravelins nicht mehr aufzuhalten war, sie zeigen in ihrer anschaulichen Unmittelbarkeit, dass Wien ohne

Hilfe von außen kaum mehr zu halten war. Die Berichte befanden sich in der „alten Registratur des Hofkriegsrathes" und sind größtentheils chiffriert; erst jetzt ermöglichte die Unterstützung eines bewährten Fachmannes die vollständige Übertragung und damit ihre Veröffentlichung.

Die beiden ersten sind vom Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes Feldzeugmeister Graf Caplirs. Der erste datiert vom 12. August, nach der abgewiesenen Erstürmung des Burgravelins und hat ihn jedenfalls Georg Kolschitzky, der am 13. die Stadt beim Schottenthor um 11 Uhr nachts verließ, an Herzog Karl von Lothringen mitgenommen und am 13. im Lager zu Stillfried an der March übergeben.

Graf Caplirs meldet unter anderem: „Man hat die Contreescarpe 24 Tag manutenirt und wie tapfer sich unsre Leuthe darbey erzaiget, ist nit zu beschraiben ... Das Pulver nimmet sehr ab und manglen halt vil Sachen ... Die Mannschafft wird alle Tage weniger, in der Liste, so uns gestern übergeben worden, finden sich 1902 Todt und blessirte." Es folgen dann die Namen einiger gefallener Officiere und wird bemerkt, dass die rothe Ruhr gar stark grassirt, und dass „etliche Tag hero, der Commandant Graf Starhemberg an Dissenterie bettlegerig ist, doch und dessen ungeachtet efforcirt er sich, alle valorose und vigilante Anstalten zu treffen".

Der andere Bericht vom 1. September wurde ebenfalls von Kolschitzky überbracht; bei der Rückkehr fiel jedoch der brave, kühne Mann den Türken in die Hände. In diesem bittet Caplirs um „einen geschwinden und rigorosen Succurs". Noch dringender lautet das Schreiben Graf Starhembergs vom selben Tage „in Beantwortung des allergd'stn Handbriefl vom 29. July". Der Stadtcommandant meint, er werde „in wehrender Belägerung mit Höchsten Eifer und Darsetzung von Guet und Blut iederzeit continuiren", doch fährt er fort: „ich bin gedrungen Ew. Kay. Mayst. Allerunterthenigist zu berichten, dass nachdem wir den Feindt ... mit großer Mühe 7 Wochen lang von dem Wall abgehalten, er endlich unter die beede Pasteyen Lewl und Burch gekommen und wir alle Stundt erwarten mueßen, wann er uns einen Theil davon in die Luft sprenget, weil wir keine erfahrenen Minirer haben, ihnen unter der Erden zu begegnen, also dass nunmehro die Beschleunigung des Succurses höchst nothwendig, absonderlich weil die Lewl-Pastey so klein, eng und übel proportionirt, daß darinnen kein rechtschaffener Abschnitt zu machen ... Wir werden uns zwar nach aller Muglichkeit widersetzen und uns alle unter der Ruina der Werckh begraben lassen, ehender als auf Accort nur gedencken, allein weiß ich nicht, ob (wenn der Succurs noch lenger verweilen sollte), wir unseren Wunsch onusciren werden können und weilen ich weiß, was Ew. Kays. Mayst. an diesem Posto gelegen, hat mich gedunckt, meine Schuldigkeit zu sein, Ew. Kays. Mayst. die rechte wahre Beschaffenheit zu remonstriren. Mit nochmaliger diemuetigster Versicherung, das mich keine Kleinmuetigkeit dieses schreiben macht, weilen wir alle sambentlich resolviret, uns bis zum letzten Bluetstropfen zu wöhren, umb uns wirdig des Allergdgsten Vertrauens, so Ew. Kays. Mayst. zu uns haben."

Eigenhändig dazu geschrieben hat der tapfere Held noch: „Ihro Mayst. können gedenken, was für Freuden Dero Ankunft hier erwecken wird, weil neben der Freiheit, die von sich selbsten süß, wir die Gnad verhoffen und die Glori, sie von Ihro Mayst. eigener Hand zu empfangen."

Aus diesen Schreiben sieht man die verzweifelte Lage der Stadt, die noch elf Tage auf den heißersehnten Entsatz warten mußte. Aber aus den Phrasen des gewundenen Curialstils jener Zeit leuchtet die Offenheit und die heroische Standhaftigkeit des Vertheidigers von Wien hervor, der sich dadurch unsterblich gemacht hat.

Auf der Feste Landskron 1638/39.

Ein ganz originelles Bild aus dem dreißigjährigen Kriege wird uns hier vorgeführt. Als der k. Feldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach die alte Feste Breisach gegen den Herzog Bernhard von Weimar heldenmüthig vertheidigte, stand Lieutenant Valentin Jöckle mit 40 Musketieren des Reinachischen Regimentes in der kleinen Feste Landskron, in der Herrschaft Pfirt, zwei Meilen südöstlich Hüningen, an der Elsaß-Schweizerischen Grenze. Er sollte „selbigen Posten wider den Feind handhaben und keineswegs übergeben, das umliegende Land aber in Contribution halten, damit ihm und den Soldaten der gebührende Unterhalt könnte geliefert werden".

Dem war Herr Lieutenant Jäckle getreulich nachgekommen und hatte Glück gehabt. Am 25. Mai nahm er den Obersten Herzog Julius (Roderich) von Württemberg, der in einem Anfalle von Verrücktheit allein vor dem Schloss erschienen war und es zur Übergabe aufgefordert hatte, gefangen. Im Juli überfiel er eine Abtheilung aus Pfäffingen und machte einen Lieutenant, einen Fähnrich, einen Sergeanten, einen Fourierschützen und sechs Musketiere zu Gefangenen, und da er erfuhr, dass Pfäffingen sogar schlecht besetzt war, zog er dahin, traf den Oberstlieutenant Ruia mit einigen anderen im Felde spazierend, griff sie an und schoss den Oberstlieutenant, da er „kein Quartier wollte", nieder.

Als Breisach, im Stiche gelassen, nach tapferer Gegenwehr endlich capitulieren musste, theilte Feldzeugmeister Reinach am 17. December dies auch Jäckle mit; er solle Landskron übergeben und dann nach Villingen zur kaiserlichen Armee einrücken. Diesen Befehl überbrachte der Generaladjutant des Herzogs Bernhard von Weimar, v. d. Grün; er sollte einige Compagnien Dragoner aus Pfäffingen, nöthigenfalls auch das Regiment zu Fuß Widerhold mitnehmen und Landskron blockieren.

Mit dieser großen Streitmacht erschien am 21. v. d. Grün und forderte die Übergabe des Schlosses. Allein Jäckle misstraute der Echtheit, da er das ihm von Feldzeugmeister Reinach bestimmte Geheimzeichen im Befehle vermisste. Infolge dessen eröffnete v. d. Grün am folgenden Tage die Laufgräben gegen das Schloss. Herzog Bernhard war über diesen Widerstand höchlich erzürnt und drohte Jäckle „als einen herrenlosen Straßenräuber zu tractieren".

Der wackere Lieutenant hielt sich aber in Ehren: er bat, einen Tambour zu Reinach schicken zu dürfen, um sich zu vergewissern. Er

schrieb: „Herr v. Reinach ist ein solcher Cavalier, wenn er etwas versprochen hat, er wird's auch halten." Und weiter bemerkte er: „Ich bin mein Lebenlang keinem Straßenräuber hold gewesen." Am 1. Jänner 1639 erklärt er dem Herzog: „Der Herr komme nur wie ein Soldat, ich will mich halten wie ein Soldat, so lange ich den Posten manuteniren kann." Dabei hatten aber die braven Vertheidiger kein Wasser und den Schweden war bereits gelungen, eine Mine unter einen Eckthurm vorzutreiben.

Am 9. Jänner erschien Herzog Bernhard persönlich vor der Feste. Er forderte den Befehl Reinachs zu sehen, darin das Zeichen gestanden. Nach gewonnener Einsicht sagte v. d. Grün: „Wann der Kerl diese Ordre und das Zeichen, auf welches er sich berufen, nicht gehabt hätte, so wollte ich dem Schabhalsen keinen Accord eingehen." Auch schickte er den Originalvertrag, den er mit Feldzeugmeister Reinach abgeschlossen, dem braven Jäckle zum Beweise. Auf dies hin verließ letzterer noch am selben Vormittage, nach fast dreiwöchentlicher Belagerung „neben 40 Musketieren mit Sack und Pack" Landskron und rückte, von einer Compagnie Putbus-Dragoner convoyiert, nach Villingen ein. Die Schweden haben dann im Schlosse „den Herzog Rodericum von Württemberg gefunden und erlediget".

Der Herr Lieutenant Jäckle hat sich wahrlich wie ein Soldat gehalten; in seinem Denken zeigt sich ein bemerkenswerter Gegensatz zum Herzog von Weimar, dem berühmten Feldherrn. Mit Ehren ist er seiner Aufgabe gerecht geworden und diese kleine Episode gibt ein Bild der wackeren Denkweise kaiserlicher Officiere in jener verwilderten Zeit. Mit Vergnügen begrüßt man das Andenken so braver Männer, wie sie Feldzeugmeister Reinach und sein bescheidener Lieutenant gewesen.

Das Dragoner-Regiment Herzog Julius Ludwig von Savoyen 1683 bis 1691. Von Rittmeister Heinrich Kematmüller.

Am 7. Jänner erhielt Herzog Julius, der ältere Bruder von Prinz Eugen, wegen „des sonderbaren geistigen Vertrauens, so in dero Person gestellt" wurde, die Bewilligung zur Errichtung eines Dragoner-Regiments, bestehend aus Stab und 10 Compagnien, 800 Köpfe stark. Schon am 15. Juni stieß das Regiment zur Hauptarmee. Am 7. Juli bei Regelsbrunn wurden die Tataren geworfen. Bei der Verfolgung traf ein Pfeil das Pferd des Herzogs in die Stirn; es überschlug sich, den Reiter unter sich begrabend. Einige Tataren warfen sich auf ihn, allein er wurde durch die Dragoner herausgehauen — leider nur um zu sterben. Am 13. erlag er in Wien seinen inneren Verletzungen, ohne seinen Bruder, nach welchem er sich so sehnte, wiedergesehen zu haben.

Als Heyßler-, später als Magni-Dragoner machte das Regiment den Entsatz von Wien (wo es bei Nußdorf abgesessen, eine Schanze stürmte) und die Feldzüge in Ungarn mit. Am 22. Juli 1684 nahm es theil an dem berühmten vierstündigen Reiterkampf bei Hanszabeg (Érd), wo die Türken versuchten, die Pferde durch Kameele

scheu zu machen, „was aber nichts nutzte, so die Pferde des Styrum'schen, Magni'schen und Lodron'schen Regiments, dieser Thiere schon gewohnt waren". Bei Harsány, am 12. August 1687 that sich das Regiment rühmlich hervor. Mit 738 wohlberittenen, 45 übelberittenen und 19 Dragoner zu Fuß" kam 1690 das Regiment nach Siebenbürgen. Am 21. August siegte Tököly bei Kronstadt; Oberst Graf Magni wurde von den Bauern barbarisch erschlagen.

Das Jahr 1691 traf das Regiment bei der Hauptarmee. Markgraf Ludwig von Baden wurde in der Nacht zum 18. August über die Höhen von Slankamen von den Türken umgangen. Das Regiment hatte einen Verpflegstrain von Peterwardein zur Armee zu begleiten. Infolge dieser Umgehung stieß es nun auf die türkische Hauptmacht. Obristwachtmeister Graf Arco hielt sich tapfer durch drei Stunden, wurde aber mit dem ganzen Regiment niedergemetzelt. Nur der Adjutant und vier Dragoner retteten sich, indem sie über die Donau schwammen. Die Rache blieb nicht aus, am 19. wurden die Türken bis zur Vernichtung geschlagen. In der Schlacht fiel auch der Obrist Sandolin Graf Bouquoy, der kurz zuvor ernannt, das Regiment noch nicht erreicht hatte. Der Marschzettel besagt: „Der gute Graf Bouquoy hat sich bei uns diese Zeit als Volontär aufgehalten und hat sein Regiment, so lang er es gehabt, nicht gesehen, ist also nun dazu im Himmel auch ihnen nachgereiset."

Etwa 200 Commandierte, Recruten und Reconvalescenten, sammelten sich später, wurden aber zu Styrum-Dragoner eingetheilt. So verschwanden die Julius Savoyen-Dragoner aus der Armee und Markgraf Ludwig hielt ihnen die schönste Grabrede in seinem Berichte: „Durch diesen Verlust ist zwar Euer kais. Majestät kein geringer Schade zugestanden, zumal dieses solchergestalt verlorene Regiment eines der besten gewesen".

Die Römer im Gebiete der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Hauptmann Friedrich Kulnigg.

Als Erläuterung zu einer vortrefflichen Übersichtskarte gibt der Verfasser ein gelungenes Gesammtbild der römischen Ansiedlungen und Straßen im Bereiche der Monarchie, und es gebürt ihm die volle Anerkennung, die Resultate der vielen Forschungen auf archäologischem Gebiete zusammengestellt und auch jenen zugänglich gemacht zu haben, die zu derartigen Studien keine Gelegenheit hatten.

Mit bewunderswertem Scharfblick verstanden die Römer stets die wichtigen strategischen und taktischen Punkte herauszufinden. Wie richtig deren Lage auch geographisch war, beweisen so viele, jetzt blühende Städte, die sich als Civilansiedlungen an die Lager schlossen, so Veldidena (Innsbruck), Juvavum (Salzburg), die Flotillenstationen Vindobona-Carnuntum, Aquincum (Altofen), Poetovio (Pettau) u. v. a. Schritt für Schritt sicherten die Römer ihr Vordringen zur Donau durch Castelle und Straßen, bis sie endlich den Strom erreichten, der dann durch Jahrhunderte die Grenze des Reiches bildete und einen be-

sonderen Schutz fand. Von Tuttlingen bis zum Schwarzen Meere zog längs des rechten Ufers eine Straße, die auf Tagmarsch-Abstände (21 = 24 römische Meilen) durch Befestigungen gesichert war. An besonders wichtigen Stellen, wie z. B. am Donauknie bei Waizen lagen sogar zwei Reihen hintereinander. Zahlreiche Flottenstationen begünstigten den Übergang.

Aus der Karte sieht man, wie die strategisch so wichtigen Ausgänge aus den Alpen bei Augusta Vindelicorum, Laureacum, Carnuntum und Poetovio besonders reich an Straßen und Ansiedlungen sind. Das gleiche gilt von dem exponierten Unter-Pannonien, wo zwei auch drei Straßen von Aquincum nach Mursa major (Essegg) und Sirmium ziehen. Der Text erläutert die Karte, und daran schließen sich Angaben über die Art des Straßenbaues, der in den Alpen stets längs der Hänge führte; weiters werden die Posteinrichtungen geschildert und Notizen über das Heerwesen gegeben. In unserem Territorium standen anfangs 6 bis 7 Legionen, die unter Trajan auf 12 stiegen. Getreu dem altrömischen Grundsatze, wurden die Soldaten niemals in ihrer Heimat verwendet.

Idee vom Kriege, oder Gedanken und Meinungen über die militärische Wissenschaft und darüber formierten Discurs. 1732. Aus den Schriften des Feldmarschalls Ludwig Andreas Grafen Khevenhüller.

Einer der hervorragendsten, aus Prinz Eugens Schule hervorgegangenen Generale hat Graf Khevenhüller (1663 bis 1744) sich sowohl durch seine großen Erfolge im österreichischen Erbfolgekriege, wie als Militärschriftsteller rühmlichst bekannt gemacht. Durchaus eine praktische Richtung einschlagend, sind seine Schriften charakteristisch für die Kenntnis und Beurtheilung der Verhältnisse seiner Zeit. Sie geben das richtige Verständnis für die damals im kaiserlichen Heere bestandenen Anschauungen und Gewohnheiten und sind auch in dieser Richtung vielfach benützt worden. Dies ist namentlich der Fall mit den „Observationspunkten" für sein Dragoner-Regiment (1739).

Die „Idee vom Kriege" gibt ein weiteres Zeichen von dem tiefen Wissen und Können des Feldherrn und seiner Begeisterung für seinen Stand und das Vaterland. Philosophisch behandelt er die geistigen Potenzen, auf reicher Erfahrung sind seine Lehren gegründet und treffliche Ansichten, die auch heute noch Geltung haben, finden sich darin. In seiner Art ist dieses Buch ein Vorläufer des berühmten Clausewitz'schen „vom Kriege". Überraschend ist oft die Übereinstimmung beider.

Am Monument der Kaiserin und Königin prangt Khevenhüller unter ihren vier Paladinen. Das Infanterieregiment Nr. 7 hat auf immerwährende Zeiten seinen Namen zu führen (sein Dragonerregiment wurde 1801 aufgelöst); nun wurde ihm auch ein literarisches Denkmal gesetzt, zu Ehren des siegreichen Feldherrn, aber auch zu Ehren des dankbaren Vaterlandes.

Kriegschronik Österreich-Ungarns.

In einer gedrängten, sehr übersichtlichen Form, werden in diesem Führer auf den Kriegsschauplätzen der Monarchie auf Grund von lauter

authentischen Daten alle stattgehabten Feldzüge kurz dargestellt. Der I. Theil behandelt den Nordwesten, der II. das Donauthal und die Alpenländer, der III. die Länder der Stefanskrone und Dalmatien, der IV. Galizien und die Bukowina.

Man gewinnt aus dieser Chronik ein Bild dessen, was seit Jahrhunderten unsere brave Armee für Kaiser und Vaterland geleistet und gelitten hat. Im vorliegenden Bande sind die glorreichen Türkenkriege von 1692 bis 1699, 1714 bis 1718, sowie der unglückliche Feldzug von 1736 bis 1739 dargestellt. Weiters die Kämpfe gegen Rákoczy 1703 bis 1709 und der walachische Bauernaufstand unter Hora und Kloska in Siebenbürgen 1784/85. Den Schluss bildet der Türkenkrieg 1788 bis 1791.

Eine offene Sprache, die weder beschönigen noch verschweigen will, eine vollkommene Objectivität und strenge historische Wahrheit, zeichnen diese Veröffentlichungen in hervorragender Weise aus. Sie sind eigentlich eine vortreffliche österreichische Kriegsgeschichte und es ist nur sehr zu bedauern, dass sie so wenig bekannt und verbreitet sind, obzwar man sie auch in einem Separatabdruck bei L. W. Seidel & Sohn bekommen kann.

❦

Furchtlos und treu. Kurze Lebensgeschichte des k. u. k. Feldzeugmeisters Herzogs Wilhelm von Württemberg. Von Robert Rostok, k. u. k. Hauptmann. Selbstverlag. Marburg a. D. 1897. 2. Auflage. Mit dem Porträt des Herzogs und 1 Illustration.

Durch Jahrhunderte hindurch dienten deutsche Fürsten und Adelige aus den vornehmsten Geschlechtern unter dem kaiserlichen Doppelaar und rechneten es sich zur Ehre und Auszeichnung an, ihren starken Arm, ihren kühnen Muth dem glorreichen Kaiserhause Habsburg zur Vertheidigung gegen Franzosen und Türken zu leihen.

Die Markgrafen Ludwig und Hermann von Baden, Kurfürst Max Emanuel von Bayern, später Österreichs erbitterter Gegner, die Herzoge Carl Alexander und Ferdinand von Württemberg, Josias von Sachsen-Coburg und Albert von Sachsen-Teschen haben die kaiserliche Armee zu Sieg und Ruhm geführt, ihren Namen unsterblich gemacht. Diesen fürstlichen Helden reihte sich in dem letzten halben Jahrhundert würdig an der k. u. k. Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg, geboren am 20. Juli 1820, gestorben, als einer der letzten Helden der ruhmreichen Kriege des unsterblichen Feldmarschalls Grafen Radetzky, zu Meran am 5. November 1896.

Schon im Herbste 1897 weihte diesem Vorbilde eines echten und edlen Kriegers der württembergische Hauptmann Adolf Magirus, ein besonders seinen österreichisch-ungarischen Waffengefährten hochwillkommenes Werk, worin er dessen Wirken als Officier, Feldherr und Mensch liebevoll schildert. Er war in der Lage, durch eigenhändige Briefe des Herzogs an seine Schwester Herzogin Mathilde ihn in seinem

inneren Wesen, Denken und Fühlen in plastischer Weise darzustellen. Wir sehen in dem Herzog einen Fürsten und Feldherrn von seltener Bescheidenheit, der stets bestrebt war, durch Reisen, durch theoretische und praktische Studien sein umfangreiches Wissen noch mehr zu erweitern. Er zeichnete sich vor dem Feinde durch todesverachtende Kühnheit aus, gewann aber die Liebe seiner Mitmenschen, besonders seiner Untergebenen, durch sein Wohlwollen. Mit unbegrenzter Liebe hieng er an Kaiser Franz Joseph und an seinem zweiten, selbstgewählten Vaterland Österreich-Ungarn. Hauptmann Rostok hat in einem dünnen, aber gehaltvollen Büchlein unter dem glücklich gewählten Titel „Furchtlos und treu", dem Spruche des württembergischen Militär-Verdienst- und des Kronenordens, das Leben des Feldzeugmeisters Wilhelm Herzog von Württemberg in knapper Form aber mit Wärme und richtiger Beurtheilung des edlen Wesens und der vielseitigen erfolgreichen Thätigkeit dieses hochgebildeten Generals geschildert. Die sorgfältige Arbeit, welche manche in größeren Kreisen unbekannte Daten über des Herzogs Commandoführung bietet, gilt hauptsächlich den Leistungen des Infanterieregimentes König der Belgier Nr. 27, dessen allverehrter Oberst und Führer in heißen, blutigen Kämpfen er war. Das Buch befasst sich daher hauptsächlich mit der militärischen Thätigkeit des Herzogs, besonders mit der als Regimentscommandant, und schildert seine rastlosen Bemühungen, die Ausbildung der ihm anvertrauten Truppe zu erweitern und Officiere wie Mannschaft durch Unterricht und Belehrung mit den vielseitigen Anforderungen der neuen Kriegsführung möglichst vollkommen vertraut zu machen. Der Verfasser widmet jedoch auch seiner Jugend und Erziehung, dann seinem vielseitigen glänzenden und thatenreichen Wirken als General, als commandierender General und als erster politischer Landeschef in Bosnien eine in den Rahmen des Werkchens sich schmiegende kurze, aber zutreffende Schilderung.

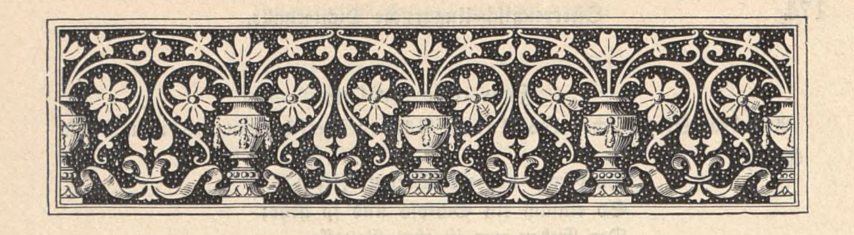
Es liegt nicht in der Absicht, in engem Raume ein Bild des zum Leidwesen unseres Reiches und unseres Heeres viel zu früh in ein besseres Jenseits abberufenen edlen Fürsten zu geben. Sein Wirken gehört bereits der Geschichte an, und von seinen Thaten redet man in den Ebenen Piemonts, in den Marken Dänemarks und am Fuße des Balkans, wie sie bei uns mit Recht gepriesen werden, als das Werk eines Feldherrn und Staatsmannes, der den Wert des Olivenzweiges zwar hochschätzte, aber das Schwert, welches er nur zur Vertheidigung gebrauchte, mit wuchtiger Hand zu führen verstand, wo es galt, den Feind von unseren Gemarken abzuwehren und für sein geliebtes Österreich kraftvoll einzustehen.

Als einen Beweis der Gesinnungen dieses Generals, verweise ich auf seinen in diesem Büchlein abgedruckten, aus Schleswig vom 23. März 1864 datierten Abschiedsbefehl an das Infanterieregiment König der Belgier Nr. 27, der diesen allezeit bewährten ausgezeichneten Truppenkörper ebenso als den scheidenden Commandanten hoch ehrt und ihre kriegerischen gemeinsamen Leistungen zwar in kräftigen Worten aber mit rühmlicher Bescheidenheit hervorhebt. Ich kann daher das mit Liebe geschriebene Büchlein des Hauptmannes Rostok allgemein, hauptsächlich

aber für den Gebrauch in den Militär-Erziehungsanstalten und zur Aufnahme in den Bibliotheken der Truppenkörper nur wärmstens empfehlen, damit die militärische Jugend sich an dem Vorbilde dieses bedeutenden Feldherrn und hervorragenden, narbenbedeckten Kriegers und edlen Fürsten erbaue und strebe, die eigenen Pflichten voll und ganz zu erfüllen, wie er es immer gethan hat.

Scodovacca im Küstenland. **Freiherr zu Teuffenbach.**





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Bange Nächte.

Von A. Ch. Schmidt.

Wien.

Wie lange währet noch die Pein,
Die mir am Herzen nagt?
Im Osten flammt es glühend auf,
Ein Zeichen, dass es tagt.

Wie viele Nächte so wie die
In brennend heißem Weh
Hast Du, o Himmel, mir bestimmt,
Eh' ich von hinnen geh'?

Ich blick' zurück und schaudre schier
Ob jener großen Zahl,
Die ich in Jahren hingebracht
Voll unnennbarer Qual.

Der Uhren Schlagwerk tönt so bang
In traumumfangner Ruh:
Es scheint, als rief' mir jede Stund'
Ein Todesurtheil zu!

Und morgens vor dem Spiegelglas
Nehm' ich es staunend wahr,
Dass trotz des Sinnens schwerer Last
Noch nicht erbleicht mein Haar.

Das alte Schloss.

Aus dem Slovenischen des Anton Aškerc übersetzt von Gojmir Krek.

Graz.

Dort ragt auf zerklüfteten Felsen
So einsam ein Schloss und so hehr;
Der Epheu nur ist ihm Genosse,
Die Eulen die Damen im Schlosse,
Der farbige Molch ist der Herr.

Dort stand ich gar oft auf den Zinnen,
Vom prächtigen Ausblick gebannt —
Doch wenn sich das alte Gemäuer
Vermummt in den nächtlichen Schleier,
Gieng' ich dort hinauf um kein Pfand!

Denn künden die Schläge der Dorfuhr
Verhallend die Mitte der Nacht,
Wird's hell in des Schlosses Gemäuer,
Beleuchtet von zaubrischem Feuer
Erglänzt es in einstiger Pracht.

Und bleich sitzt der Graf mit den Freunden
Im herrlich erleuchteten Saal,
Ein Mädchen er kühnlich umschlinget,
Das scheu seinem Arm sich entringet,
Er jauchzet und schwingt den Pokal.

„Nicht fürchte Dich, reizendes Mädchen,
Nicht fürchte Dich," tröstet der Herr,
„Lass ab von den bitteren Thränen,
Wirst bald ja an mich Dich gewöhnen,
Sieh, Holde, ich lieb' Dich so sehr!"

Ein schallendes Trinklied ertönet
Zu Ehren dem Burggrafen bleich,
Und wild lacht die Sippe beim Weine,
Es schluchzet, es schluchzt nur die Kleine,
Sie weinet und — lachet zugleich.

Doch horch'! Wer raset und wüthet
Jetzt unter dem Schlosse so blind?
Die Waffen in Händen ihm beben —
Ach, ihm soll zurück man geben,
Sein Kind, sein gefangenes Kind!

Bald aber verstummt dort unten
Des Bauern wehklagend Geschrei,
Es bringt vor die tollende Menge
Das blutende Haupt im Gedränge
Der Schlächter gehorsam herbei . . .

Im Dorf kräht der Hahn schon zur Frühe,
Schon blitzet Aurorens Geschoss:
Im Nu ist der Glanz erblichen,
Die Zauber sind wieder gewichen,
Und finster ist's wieder im Schloss.

Der Fährmann.

Aus dem Slovenischen des Anton Aškerc übersetzt von Gojmir Krek.

Mit donnerndem Dröhnen durchs Thor
Gigantischer Felsen hervor
Wälzt Sava die langsamen Wogen;
Ein Nachen wiegt schaukelnd sich dort,
Der einsame Schiffer an Bord
Hat eben der Ruhe gepflogen.

„Hoi, Alter, die Ruder zur Hand,
Setz' rasch uns jenseits an's Land
Hier über der Save Gewässer!
Hör': funkelndes türkisches Gold
Sei, ruderst Du uns, Dein Sold,
Wenn nicht — fällt Dein Kopf durch das Messer!

Noch schweigen der Wald und das Feld,
Dort drüben im christlichen Zelt
Ruh'n sicher noch alle die Recken;
Gehüllt in den Mantel der Nacht.
Sind her wir gesendet, ganz sacht
Des Feindes Versteck zu entdecken."

„Behaltet nur Euer Gold,
Wüsst' nicht, was es nützen mir sollt',
Umsonst ja schiff' ich hinüber!
Auch habt Ihr das Köpfen nicht noth,
Denn statt zu erleiden den Tod,
Willfahr' ich Euch tausendmal lieber!"

Schon schießet vom Ufer der Kahn,
Er trägt der Spione drei Mann;
Der Fährmann regieret den Nachen,
Im Auge den Strudel, der wild
Gar gern mit den Schiffen erst spielt,
Dann gierig sie reißt in den Rachen.

„Ja wahrlich, ein Schiffer Ihr seid,
Wie keinen man weit und breit
Wohl finden mag hier in der Runde!
Gelingt's uns, welch herrlichen Lohn
Hat der Hauptmann versprochen uns schon
Für eine erfreuliche Kunde!"

„Zur Stell,'" ruft den Dreien der Mann
Laut zu — es erzittert der Kahn —
„Hier Euer und mein Lohn! 's ist besser!"
„Verfluchter!" — Ein Plumps und ein Schrei,
Ein Schwanken der Wellen dabei
Und stille ist's über'm Gewässer!



Ich weiß es nicht, wie mir geschah.

Wien. Von Camillo V. Susan.

Ich weiß es nicht, was mir geschah,
Dass heut' mein Herz so klingt,
Und dass es wie dem Himmel nah
So lerchenfröhlich singt.

Weiß nur, dass heut' die ganze Nacht
Ein Träumen mich umfieng,
Und als ich morgens war erwacht,
Die Welt voll Blüten hieng.



Der verhasste Schwiegersohn.

Erzählung aus dem Kalotaszeger ungarischen Volksleben.[1])

Aus dem Ungarischen der Etelka v. Gyarmathy übersetzt von
Budapest. Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Andris Bozsa sprach nach einem trockenen Hüsteln zu seiner Frau: „Erzsok, nimmst Du es wahr, dass unsere Tochter ein Leid drückt? Immer fällt mir dabei die reifgetroffene Blume ein . . . und die Rose soll ja nicht schon als Knospe welken!"

„Der kranke Mensch sieht überall nur Trauriges; auch Ihr seid krank, Andris; deshalb seht Ihr so . . ."

„Der kranke Mensch, Erzsok, fühlt auch das heraus, wovon der gesunde keine Ahnung hat; wenn wir von der Erde scheiden, so erscheinen uns die Dinge klarer; so wie unsere Kraft abnimmt, so stärkt sich unser Blick . . . Dies ist aber so, Erzsok . . . was Du immer sagst, ich fühle es, dass das Mädchen ein Leid mit sich trägt, ich fühle es, und dies beunruhigt mich . . . doch, ich werde sie ins Verhör nehmen . . . unser einziges theueres Kind darf nicht traurig sein. Sie ist schön, sie ist auch gut, sie ist auch reich, sie soll auch glücklich sein!"

Die noch immer blühendschöne Gattin hörte gelangweilt zu: sie fand ja schon früher an den Worten des gesunden Gatten keinen Gefallen,

---

[1]) Kalotaszeg, ein Bezirk im Comitat Klausenburg, wo die Bäuerinnen die schönen „Kalotaszeger Stickereien" verfertigen.

und so ist es auch wahrscheinlich, dass ihr jetzt die Klagen des kranken Mannes kein Vergnügen bereiteten.

In gar zarter Jugend hatte man sie zur Ehe mit dem wohlhabenden Landwirte gezwungen. „Aber, liebe Mutter," sagte damals die fünfzehnjährige Maid, „ich möchte nur so lange warten, bis ich erkannt, was die Liebe ist; man sagt, dass sie gar gut sei; also entzieht sie mir nicht!" Die Mutter behauptete, dass man sie ja gerade jetzt auf den Weg führe, wo sie gewiss die Liebe finden werde; denn wenn sie einmal die Gattin des Andris geworden, so würde sie sich so sehr verlieben, dass es ein rechtes Vergnügen sein werde. — „Nun, mein Sternlein," fragte sie nach mehrmonatlicher Ehe die Mutter, „fühlst Du nun das Süße der Liebe?" — „Langweile fühle ich, Mutter; endlose Langweile . . . mich ekelt die Ehe . . ." Dann brachten die guten Feen jedes zweite Jahr zur Vertreibung der Langweile je ein schönes Kindlein, die so schön waren, dass sie selbst die Engel liebgewannen und zu den Engeln entführten; nur das Erstgeborene, die kleine schwächliche Erzsi, ließen sie den Eltern zurück. Die Mutterfreuden, die endlos vielen Sorgen, der Kummer nahmen Frau Erzsok so sehr in Anspruch, dass es ihr gar nicht mehr einfiel, an das Süße der Liebe zu denken; aber bisweilen starrte sie doch vor sich hin, als ob sie in der Ferne etwas suchen wollte, doch schon im nächsten Augenblick zuckte sie zusammen, seufzte einmal auf und sah dann wortlos nach ihrer Arbeit. Und es ward aus ihr eine gute Gattin, eine liebende zarte Mutter. Sie war zwar ein wenig ernst und wortkarg, aber ihr Gatte liebte sie eben deshalb so sehr, und wie sehr liebte er sie!

Die zweiunddreißigjährige schöne Frau hörte noch einige Minuten lang den Klagen ihres Gatten zu, dann erhob sie sich, ergriff den weißgescheuerten Milchbottich und sprach zum Kranken:

„Ich schicke also Erzsi herein, sprecht mit ihr, Andris, wenn dies Euch Erleichterung verschafft." Als hinter der schönen Frau die Thür in die Klinke fiel, hob die auf der Ofenbank kauernde Greisin ihr Haupt ein wenig empor, blickte mit stierem Auge in die Richtung der Thür und murmelte mit eingefallenen Lippen: „Auch dies geschah schon einmal gerade so!" Dann senkte sie wieder ihr Haupt und strich mit ihren dürren, knochigen Fingern an ihrem Stocke entlang; dies wiederholte sie unablässig Tag für Tag, und der Stock war schon so glänzend und glatt, wie eine Schlangenhaut. Die alte Frau ist die Großmutter des kranken Mannes, und weil sie die Urgroßmutter Erzsis ist, so wird sie vom Hausgesinde „Urahne" genannt. Urahne hat das achtzigste Jahr schon überschritten; die Alte hört ein wenig, sieht ein wenig, denkt ein wenig, und ein wenig lebt sie auch; ob sie aber von dem, was um sie herum geschieht, etwas versteht, das kann man schwer wahrnehmen; bisweilen macht sie in schwierigeren Angelegenheiten gar treffende Bemerkungen, bisweilen aber ist sie selbst mit dem geringsten nicht im klaren; zuweilen liest sie auch ohne Brille in der Bibel, zuweilen aber kann sie selbst die Gestalten der Anwesenden nicht unterscheiden. Öfter spricht sie zu der an ihre Seite sich schmiegenden Katze

so, als hätte sie schon in ihrer Kinderzeit mit ihr gespielt; und im allgemeinen findet die Alte, dass alles, was jetzt um sie herum geschieht, schon einmal geradeso geschehen ist. Weil sie die Gattin des ersten Großwirts und eine „Bibel“-Frau gewesen ist, so ehrt man sie sowohl im Dorfe, als auch in der Familie.

Erzsi, das einzige Kind, tritt ein; schlank und zart ist ihr Wuchs, fein und durchscheinend ihre Gesichtsfarbe, in ihren schönen, großen Augen strahlt fieberhafter Glanz, gerade so wie in denen ihres Vaters. Der kranke Mann ruht im Lehnstuhl; seinen Kopf unterstützen so viele schwellende Pölster, dass er beinahe in sitzender Lage sich befindet, und dennoch ringt er nach Athem. Mit unendlicher Liebe blickt er auf seine Tochter und fragt sie, ob sich noch jemand im „Hause“ befinde?

„Niemand, lieber Herr Vater!“

Und die alte Urahne streichelt ihren glänzenden Stab gerade so weiter, als ob sie der Niemand wäre. Die junge Maid wirft einen Bund Tannenreisig in den offenen Herd, weil ja Urahne das Flackern der Späne liebt: das übertreffe die flackernde, übelriechende Lampe, pflegt sie zu sagen; sie ist ein beständiger Feind der Petroleumlampe. Vom hellaufflackernden Scheine ward das Zimmer beleuchtet. Es war noch nicht fünf Uhr, aber der Novembernebel hatte einen undurchsichtigen Schleier vor die Fenster gezogen. Der kranke Mann rief seine Tochter zu sich, die graue Katze aber wachte auf und stieß an Urahnes Ellenbogen; die Alte blickte um sich: der Schein des Herdfeuers beleuchtet die zarte, schöne Maid, die sich an die Brust ihres Vaters schmiegt, wie die auf einen Sarg geworfene Blume. Im stieren Blick der alten Frau zuckt es wie eine Art Schauder, als ob sie fragen wollte: also auch diese ist von hinnen? Alle sind von hinnen, die da waren! Aber die von Liebe erwärmte Stimme des kranken Mannes lässt sich von neuem vernehmen, und Urahne streichelt mit einem Seufzer der Erleichterung zuerst wieder die graue Katze, ihre einstige Spielgenossin, oder vielleicht deren zehnten Sprößling und dann den glänzenden Stab, dann vertieft sie sich wieder in das Meer ihrer achtundachtzig Jahre; bisweilen versenkt sie sich so tief in den dunklen Wogen zwischen die zerschellten Schiffstrümmer, dass sie von der Außenwelt weder etwas sieht, noch hört; bisweilen stößt sie auf eine glänzende Perle, die bringt sie herauf an die Oberfläche, und dann interessieren sie auch die auf dem Wasser dahingleitenden Schiffe, und mit mitleidigem Lächeln erzählt sie dann ihrem glänzenden Stabe, ihrer grauen Katze, dass dies schon einmal so gewesen ist, dass diese Schiffe da früher oder später dahin, hinab in die Tiefe gelangen werden. Alles verändert sich, aber deshalb bleibt doch alles stets sich gleich; ja, es bleibt sich alles immer gleich . . .

❖

Das Hausvolk hatte sein Nachtmahl verzehrt, das die Familie mit dem Gesinde zusammen an einem Tische genossen; der Knecht und der Schäfer wünschten „Gute Nacht“ und begaben sich zum Viehstand;

die Dienstmagd, die übrigens eine Verwandte des Hauses war, und Erzsi räumten den Tisch ab, und griffen dann nach ihren Rocken; der Vater sprach: „Erzsi, nimm Dir den Ueberwurf, damit Du nicht frierst; besonders wenn Du erhitzt aus der Spinnstube heimkehrst, sorge um Dich!"

„Ich werde sorgen, Herr Vater."

Das Antlitz der Maid röthet sich, ihre Augen glühen, und die Mutter streichelt liebkosend ihr Gesicht.

„Auch jetzt ist Dir warm, Erzsi; knöpfe dein Wams zu."

„Ich werde es zuknöpfen, liebe Frau Mutter."

„Was für ein gehorsames, gutes Geschöpf sie ist!" sagte der Vater, als sich die beiden Mädchen entfernten; „ich werde ihrem Glück nicht im Wege stehen! Ich habe mit der Maid gesprochen, Erzsok."

„Was habt Ihr mit ihr gesprochen?" fragte die Frau, und ihrem gleichgiltigen Blicke sah man es an, dass sie die ganze Sache für eine kränkliche Laune hielt.

„Setz' Dich also her, Erzsok; ich kann nicht reden, wenn um mich herum Lärm ist!" Des kranken Mannes trockenes Hüsteln erfüllt die stille Stube, Urahne aber macht wieder die Bemerkung: immer, immer war es so in diesem Hause! Und im ersten Augenblick weiß sie nicht genau, ob nicht ihr Gatte da hustet, der schon in seinem vierzigsten Lebensjahre im Sarge lag, oder ihr Sohn, der auch an der „trockenen Krankheit" starb, oder ihr Enkelsohn, der ja vielleicht noch lebt. Aber die Greisin sieht ganz genau dort unter den an der Wand hängenden blanken Krügen die Bahre und den Sarg. Ja, mein Gott, wie viele große und kleine Särge sieht nicht der Mensch, bis er sich durch achtzig Jahre hindurch schlägt!

Erzsok griff nach ihrem Rocken und schob ihren Stuhl an das Kopfende des Bettes. — Sprich nur, sprich, Du armer kranker Mann, auch jetzt wirst Du ja nicht langweiliger sein können, als Du es stets warst! Schlecht genug für die schöne Frau, dass es so ist und nimmer anders werden kann! . . . Die Jugend entschwebt, das Leben verrauscht, ohne dass sie wüßte, was Seligkeit ist. Ei, sie will ja daran nicht einmal denken! Und doch dachte sie in letzter Zeit gar oft daran . . .

„Ich rief Erzsok, unsere kleine Tochter, zu mir; ich blickte ihr scharf in die Augen und bat sie, mir ja nichts zu verheimlichen; wer weiß, ob ich sie noch je ausfragen werde! Ich sehe, dass sie ein Leid drückt; sie solle es mir sagen. Das Mädchen sank her auf meine Brust, weinte und gestand dann alles . . ."

„Hatte sie denn etwas zu beichten?"

„Gewiss, Erzsok; das Mädchen ist schon verliebt! Der Mensch weiß es ja nie, wann ein Mädchen zu lieben beginnt; ich glaube gar, dass manche schon in der Wiege zu lieben beginnen . . ."

„Und manche beginnen mit der Liebe vielleicht auch gar nie!" versetzte die junge Frau.

„Nun, eine solche habe ich noch nicht gekannt, Erzsok!"

„Eine solche hättest gerade Du wohl kennen können!“ — dachte bei sich die Gattin; und als sie ein wenig weiter darüber nachdachte, senkte sie ihr Haupt, während der kranke Mann seine Rede fortsetzte:

„Ja, so ist es, Erzsok, unsere kleine Tochter ist verliebt; sie weiß aber auch, dass der Bursche eine andere liebt; diese andere aber wird eines anderen, eines reichen Burschen Weib werden; aber das sei Nebensache, sagte Erzsi. Das ist nicht Nebensache, Mädchen! Denn wenn jener Bursche bemerkt, dass er zu Dir, als zu seinem größten Glücke den Blick erheben darf, dann wird er sich glücklich schätzen; er wagte es bis jetzt nicht; ich weiß es, dass er es nicht wagte (dies sagte ich freilich nur, um Erzsi zu trösten, ihr Muth einzuflößen); wenn er es aber merkt, dass man ihn als Schwiegersohn gerne in mein Haus aufnimmt, dann wird er gar glücklich sein; glaube mir, kleines Töchterchen, er wird es sein!“

„In wen ist die Maid verliebt, Andris?“

„In den Korpos Gyuri!“

Die Frau zuckte zusammen, in ihren Augen blitzte ein sonderbarer Schein auf; sie zog den Stuhl ein wenig zurück, dass er ihr nicht ins Antlitz sehen konnte. Und doch, mit welchem Genuss pflegte der kranke Mann in dies frische, schöne, reine Antlitz zu blicken . . . Wie gut wäre es doch, hier zu bleiben und immer und immer die schöne Gattin anzublicken!

„Dann sagte ich, Erzsok, unserer Tochter, wenn sie jenen Burschen liebte, so möge sie das weitere nur mir überlassen . . .“

„Andris, die Ehe ist Gottes Sache, mischt Euch nicht hinein! Wenn es so bestimmt ist, so wird es so . . .“

„Aber auch das ist so bestimmt, Erzsok, dass ich meinem einzigen Kinde helfen soll!“

„Das Mädchen ist noch ein Kind, lasst es in Frieden!“ Die Stimme der schönen Frau erzitterte in sonderbar fieberhafter Erregung, so dass ihr Gatte sich gar nicht vorstellen konnte, was denn eigentlich die sonst ruhige, ernste Frau so sehr aufregen konnte. — „Unsere Tochter,“ setzte Erzsok ihre Rede fort, „ist noch ein Kind, sie ist kaum fünfzehn Jahre alt; jener Bursche mag schon fünfundzwanzig Jahre alt sein; sie passen nicht zu einander . . .“ sie hielt ein wenig inne, dann beugte sie sich nach vorwärts und fragte mit dumpfer, erregter Stimme:

„Wenn der kranke Mensch alles vorausfühlt, so sagt denn, Andris, fühlt Ihr auch das, dass es gut sein wird, jenen Burschen herzubringen?“

„Ich fühle, dass ich den Herzenswunsch meiner Tochter erfülle, bevor ich zur letzten Ruhe einkehre. Denn, Erzsok, der Mensch kann nur mit dem glücklich werden, den er liebt! Sieh, auch mir rieth man eine andere an . . . Du weißt es ja? Aber jene andere besaß vergebens sechs Ochsen, ich hätte mit ihr nicht glücklich werden können; Du hattest nur schöne Kleider und das schöne Antlitz; aber deshalb brachtest Du einen großen Reichthum in dieses Heim: die bis zum Grabe dauernde Glückseligkeit, Du mein gutes, süßes Weibchen!“ Er ließ in dankbarer Liebe seine gelbe, dürre Hand auf das Knie der schönen Frau sinken.

Die Gattin hatte von jeher keine Liebe zu ihrem Gatten gefühlt, aber sie ertrug seine Liebkosungen wenigstens mit ruhigem Gleichmuth; er langweilte sie, aber sie schauderte vor ihm nicht zurück. Jetzt aber wäre sie bei der Berührung dieser Hand in ihrer unendlich großen, inneren Aufregung gerne davongelaufen: diese Hand wird ja die Gefahr über sie hereinbrechen lassen! Jetzt, da sie sich selbst schon Siegerin wähnte, die Lenkerin ihres Geschickes sein könne, jetzt kam ihr Gatte heran, um ihr ganzes Leben zu zertrümmern. „Mein Herr und Gott, was wird geschehen, wenn Du die Gefahr nicht ablenkst, und jener Bursche hier wohnen wird! . . .“

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Korpos Gyuri war vor einem Jahre vom Militär heimgekehrt; als er ankam, stand Frau Erzsok gerade vor der Gassenthüre und erkannte in dem strammen, schönen Burschen kaum den schmächtigen Knaben wieder, als den sie einst den Gyuri gekannt hatte. Gyuri hatte die zwei letzten Jahre bei seinem Obersten zugebracht, und da ergieng es ihm so wohl, dass er sich gar nicht nach Hause sehnte.

„Ja, ja, Frau Erzsok,“ setzte er das begonnene Gespräch fort, „ich wäre auch nie heimgekehrt in mein armseliges Los, wenn mich nicht diese Berge, diese Quellen, das Gebirge zurückgelockt hätten; aber jeder Strauch meiner Heimat zog mich zurück, wie der Magnet das Eisen anzieht“ — und zur Bekräftigung seiner Worte nahm er den an seiner Uhrkette hängenden Magnet und erklärte die ganze Sache an der Nähnadel der Frau Erzsok. Dann theilte er ihr seine Aussicht mit, dass er im Winter wahrscheinlich zu seinem Obersten zurückkehre, der ihm gesagt habe, er könne bei ihm stets eine sichere Anstellung finden; dann grüßte er militärisch und entfernte sich. Das kühne Auftreten solcher in der Welt herumgekommener Burschen wirkt auf die Dorfbewohner ebenso, wie auf eine gebildete Gesellschaft die sichere, feine Art eines Weltmannes, der sich in Hofkreisen bewegt hat. Auf Erzsok aber wirkte nicht die Art und Weise, sondern die Gestalt, und noch stärker der tiefdringende Blick der feurigen dunklen Augen. Dieser Blick blieb an ihrer Seele haften, und sie fühlte ihn immer, wach und im Traume. Ungefähr einen Monat nachher wurde in der Verwandtschaft eine Hochzeit abgehalten. Auch Korpos Gyuri war dazu geladen, der sich schon nicht mehr zu seinem Obersten zurücksehnte, denn die schönste Maid des Dorfes, die Tamás Bori, fühlte eine große Neigung zu ihm, er dagegen war in heißer Liebe zu ihr entbrannt. Als Frau Erzsok mit dem obstbeladenen „Hochzeitszweige“ in das Zimmer eintrat, da sprang Korpus Gyuri herbei und half ihr den mit Geschenken reich gefüllten „Hochzeitskorb“ vom Kopfe herabheben. Die Zigeuner spielten zum Tanze auf und Gyuri ergriff die Hand der schönen Frau, da seine Geliebte nicht anwesend war und er die einer anderen nicht haben wollte. Die Frau widersetzte sich: sie sei nicht mehr jung, das Tanzen schicke sich nicht für sie; ihre Tochter sei Brautjungfer, sie solle er nehmen.

„Ihr seid keine junge Frau? Na, das soll man hören! Es gibt ja nur eine in diesem Dorfe, die an Schönheit Euch gleichkommt (wäre er nicht Soldat gewesen, so hätte er diese auch gleich genannt; aber er ließ es dabei bleiben, damit jede der anwesenden Mädchen sich für diese eine halte); kommt nur, Frau Erzsok, denn ich lasse Euch nicht frei!" Mit zarter Gewalt zog er sie an sich, umfasste mit seinen beiden Händen ihren schlanken Leib und während seine Füße im Takte sich bewegten, blickte er ihr tief und feurig in die Augen. Unter dem magnetischen Blick zuckte das Herz der jungen Frau zusammen, es verrieth jenes mächtige, altbekannte Pochen, das nicht nur eine vorübergehende Erregung zu sein pflegt, und das desto mächtiger und stärker ist, je später es sich einstellt. Die in des Lebens Mittag stehende schöne Frau hatte noch nie die süße Macht der Liebe gefühlt, nach der sie sich in ihrer Mädchenzeit so sehr gesehnt hatte und vor der sie als Frau so sehr zitterte. Und dann hatte sie sich ja schon längst in den Gedanken hineingelebt, dass alles vorbei. Und nun wurde sie doch von diesem Gefühle überwältigt. Wie wenn auf den stillen, kleinen Bach der Bergstrom herabstürzt, so brach dies sinnverwirrende Gefühl mit vernichtender Gewalt über sie herein. Der Bursche drückte die junge Frau, nachdem er den Tanz beendet, an sich und drehte sie blitzschnell im Kreise herum, so wie er Bori gedreht hätte, wäre sie hier gewesen. Der Busen der Frau hob und senkte sich in fieberhafter Glut; Schwindel erfasste sie, sie rang nach Athem; das starke Herzklopfen drohte ihr mit Erstickung; das Haupt sank ihr auf die Brust, sie verlor das Bewusstsein und der Bursche trug sie wie eine Todte hinaus an die frische Luft. Als sie ihre Augen aufschlug, stand ihr Gatte da und streichelte mit seiner dürren, kalten Hand ihr Antlitz.

„Armes Wesen, Du hast ja nicht tanzen wollen, wie wenn Du es voraus gefühlt hättest, dass es Dir schaden werde! Und doch, wie viele tanzen in Deinem Alter, Du aber bist daran nicht mehr gewöhnt; von nun an thust Du gut, wenn Du der Versuchung nicht nachgiebst!" . . .

Da kam vom Garten her auch Gyuri heran, der aus der Quelle frisches Wasser brachte.

„Trinkt davon, Frau Erzsok, dies erfrischt Euch sogleich!" Und er hielt ihr den Becher hin. Erzsok blickte in das geröthete Antlitz des Burschen, dann sah sie ihren Gatten an und schob den Becher zurück; sie trank nicht; sie sprang vom Boden auf und sprach: „Gehen wir sogleich nach Hause!"

„Mit wem soll ich nun tanzen, wenn sie nun fortgeht!" murmelte der Bursche, dem sich entfernenden Ehepaar nachblickend.

Die schöne, arme Frau, sie floh vergeblich; flammende, starke Liebe saß ihr schon im Herzen fest, vor der sie selbst die Nähe des Gatten nimmer retten konnte.

Als sie dann am Sonntag in ihrem Kirchenstuhl betete, da fühlte sie, dass vom „Burschen-Chor" jener magnetische Blick wieder auf ihr ruhe; starkes Herzklopfen bemächtigte sich ihrer, und sie konnte sich kaum

vorstellen, wie in einem Herzen so unendlich viel Liebe Platz haben könne? Der Blick des Burschen aber hieng an der hinter der schönen Frau sitzenden Bori. Später bemerkte dies auch Frau Erzsok, aber der Herzschlag wurde deshalb nicht ruhiger, obwohl sie mit all dem, was ein ehrliches Weib sich nur ersinnen kann, sich zu beruhigen suchte. Es ist ja doch ganz natürlich, dass der Bursche da die zu ihm passende Maid liebt! Ist es denn nicht lächerlich, dass sie jetzt aus ihrer Ruhe gekommen, das Herz über sie herrschen ließ, über sie, die ja eine heiratsfähige Tochter hatte? Ja, es war lächerlich! Am nächsten Sonntag gieng sie nicht in die Kirche und gieng bei jeder Gelegenheit dem Gyuri aus dem Wege, und dieser starke Wille gab ihr langsam die Ruhe des Herzens zurück. Nun wusste sie wenigstens, was Liebe ist. Sie erstickte das Gefühl, wenn sie es auch nicht aus dem Herzen reißen konnte. Davon aber sollte niemand erfahren. Den sie liebt, wird sie nie mehr begegnen, denn der Mensch kann, wenn er nur will, jede Begegnung vermeiden. Und einmal nimmt ja das Leben ohnehin ein Ende, und mit ihm auch das unterdrückte Gefühl! Und jetzt will ihr eigener Gatte jenen Burschen her ins Haus bringen! . . .

„Ja, so ist es, Erzsok; Du hast große Glückseligkeit in dies Haus gebracht; und ich weiß, dass Du auch dem gut sein wirst, der mir als Hauswirt hier nachfolgen wird . . . Ich möchte die Sache gerne rasch zu Ende führen, Erzsok; dann könnte ich auch noch vielleicht ein wenig von der Glückseligkeit meiner kleinen, theuren Tochter sehen . . . deshalb lasse ich denn dem Burschen sagen, er möge her kommen . . .“

„Andris, Ihr wollt ihm das Mädchen doch nicht mit Gewalt an den Hals werfen?“ rief in großer Aufregung Erzsok.

„Fürchte nicht; ich lasse ihn unter dem Vorwande, dass wir im Gebirge Holz fällen wollen, herrufen, und dann forsche ich ihn aus . . . das überlasse nur mir, Erzsok . . . Morgen um diese Zeit bin ich schon im Reinen mit der Sache; wir werden dann wissen, woran wir sind . . . Ein armer Bursche schreckte noch nie vor einer schönen Erbschaft und einer schönen, guten Maid zurück!“

Frau Erzsoks Spindel krachte laut und brach entzwei; sie konnte nicht weiterspinnen, legte den Rocken beiseite und gieng rasch hinaus. Dort draußen in der dunklen, nebligen Nacht sank sie auf das Geländer der Galerie hin; den heißen Kopf in die Hand gesenkt, seufzte sie auf: „Mein Herr und Gott, sei bei mir!“

❦

Die Gassenthüre knarrte; die beiden Mädchen kamen jetzt aus der Spinnstube heim. Kati, die immer lustige Dienstmagd, sagte laut:

„Nun, dem Korpos Gyuri hat seine Geliebte doch den Laufpass gegeben; sie sucht sich einen reicheren Mann . . . morgen wird die Verlobung sein.“

Eine furchtsame, zitternde Stimme fragte:

„Aber Kati, nicht wahr, der Korpos Gyuri ist deshalb nicht traurig? . . . mir schien es, dass er sich grämte.“

„Er ist vielleicht noch besserer Laune, als ein anderersmal; möglich, dass er sie auch nicht so recht geliebt hat.“

„Glaubst Du das, Kati? Na, geh' noch nicht hinein, bleiben wir noch ein wenig hier draußen, reden wir darüber ... es ist so schönes Wetter ...“

Kati lachte hell auf. — „Jetzt ist schönes Wetter? Im Finsteren sehe ich nicht einmal meinen Finger, und den feuchten Nebel kann man beißen! Auch drinnen können wir es uns erzählen, dass Tamás Bori ein überaus großes Glück macht, weil ja unter den Burschen der beste Wirt der Török Marczi ist; jede Menschenseele in diesem Hause glaubte stets, dass Du sein Weib wirst; denn zum besten Wirt passt ja des besten Wirtes Tochter ...“

„Bleibe denn arm der Reiche; ich begnüge mich auch mit einem Armen!“

Im Dunkeln hörte man das Zusammenschlagen zweier Hände; das Zeichen von Kati's Verwunderung:

„Na, na! vielleicht grämt sich Korpos Gyuri deshalb, weil Du zu ihm ein gutes Wort gesprochen? Seit ein, zwei Abenden spricht er ja nur mit Dir, und seine Laune war so herrlich, als ob er sich zur Hochzeit rüste ... na, mir gehen die Augen auf! ...“

„Dumme Gänse!“ flüsterte Frau Erzsok; „ihr versteht also nicht, dass seine gute Laune nur Verstellung, sein Gespräch aber nur auf das Wiedererlangen jenes Mädchens hinzielt! Schon manches Mädchen kehrte aus Eifersucht zurück!“

„Nun, Kati, was denkst Du? Du bist ja so klug, was denkst Du? ... aber verurtheile mich nicht! ... spricht der Gyuri wohl gerne mit mir ... und kann das wohl möglich sein, dass er die Bori nicht ... nicht geliebt hat? Weißt Du, Kati, ich sage Dir alles ... mein Vater glaubt ... und er ist ja so klug ..., dass Gyuri keinen Muth hatte, bis jetzt zu mir zu kommen ... Kati, was glaubst Du, ist es so?“

„Das kann schon sein!“

„Gott segne Dich für diesen Trost! Sieh, Kati, ich fürchtete mich, dass Du nicht auch der Meinung seist ... selbst ein kleiner Trost ist ja so süß ... aber jetzt ist ja alles so schön, unendlich schön; reden wir noch ein wenig darüber, Kati ...“

„Wie sie ihn liebt!“ dachte bei sich ihre Mutter, und in fieberhafter Erregung setzte sie unwillkürlich hinzu: „Wie sollte sie ihn auch nicht lieben!“

Eine schlaflose, qualvolle Nacht folgte diesem Abende. „Mein Gott, was wird morgen geschehen?“ dachte verzweifelt die schöne Frau, und während ihr Herz fieberhaft pochte und ihr Blut glühte, verrieth sie mit keiner Bewegung den inneren Kampf. Mit welch großer Kraft immer der Sturm im Herzen solcher Frauen tobt, sie können nicht verzweifelt in ihrem duftenden Boudoir auf und ab stürmen, während die luftige Nachttoilette sich an ihre reizenden Glieder anschmiegt. Das Hausvolk schläft zusammen in einer Stube, und was würde dann geschehen, wenn jeder seinen Gefühlen freien Lauf ließe? Und doch gibt es kaum eine Iphigenie oder Idalinde, die eine schrecklichere innere Erschütterung, eine mächtigere Leidenschaft fühlen könnte, als jene regungs-

los daliegende, schöne, arme Frau. In der einen Minute entschließt sie sich, das Zustandekommen dieser Ehe zu verhindern; aber mit einem kranken Manne, der gar dickköpfig und sehr halsstarrig ist, der nie nachgiebt wie sollte sie gegen den auftreten? Jenem zarten verliebten Kinde aber würde ein Widerstand den Tod bringen; selbst das wäre schwer, sie davon zu verständigen, dass der Bursche sie aus Rache, oder Eigennutz, aber jedenfalls ohne Liebe heiraten wolle. Ja, wer weiß, ob er sie überhaupt haben will? Warten muss sie also, um seine Absicht zu kennen, und dann erst kann sie sich zu irgend etwas entschließen. Übrigens kann ja ein gekränkter Bursche, den seine Geliebte betrogen hat, nicht mit nüchternem Verstande handeln . . . doch, wir werden ja sehen, was der Morgen bringt! . . .

Am nächsten Tage thürmten sich am grauen Novemberhimmel Schneewolken auf, und Schnee zeigte auch das schaarenweise Herumflattern der Krähen an. Es war die Zeit der letzten Herbstarbeit, des Krautabschneidens: Schande ist es für die Wirtin, wenn der Schnee ihr Kraut noch draußen findet! Aber wie wenig sehnte sich jetzt die schöne Erzsok hinaus in den Garten! Wer weiß, wann jener Bursche herkommt! Sünde war es von ihrem Gatten, ihn zu rufen! Wenn er auch kommt, er wird ja nicht in der Frühe kommen! Sie stellt also das Hausvolk an die Arbeit. Nur die alte Frau und der kranke Mann blieben in der Stube. Mutter und Tochter schritten in gleicher Weise aufgeregt dem Gartenende zu, und als ihr Blick auf die reifbedeckten Krautköpfe fiel, da dachten beide bei sich: da ist gar viel Kraut, wann werden wir damit fertig! Die kleine Maid wurde damit gar bald fertig: als sie in ihrer Aufregung auf einen Krautstengel losschlug, traf das Messer ihren Finger. Sie musste hinauf in die Stube, um die Wunde zu verbinden; sie wollte gleich zurückkehren. Eine Minute vergieng nach der anderen und Erzsi kam noch immer nicht. Die Mutter sinnt und sinnt, dann wirft sie das Messer auf den Boden; ihre stattliche schlanke Gestalt richtet sich empor; ihre vollen rothen Lippen pressen sich aneinander und auf ihrem Antlitz spiegelt sich der Entschluss ab: wenn er hier ist, so werde ich ihm schon die Thüre weisen! Er war da. Vor dem kranken Manne stand, der stattliche Bursche und die kleine Maid. Der Blick des Vaters und der Tochter strahlte voll Seligkeit; das Antlitz des Burschen verrieth keine Aufregung; mit offenem Blick, in militärisch strammer Haltung stand er da, und dass seine Gestalt hübsch und stattlich war, das könnte wohl niemand leugnen.

„Gut, dass Du hereinkommst, liebe Gattin, denn gerade in diesem Augenblicke habe ich über das Schicksal unserer Tochter entschieden. Dieser redliche Bursche, anstatt dass er sein Geburtsdorf verlässt — wie es seine Absicht gewesen — kommt lieber als Sohn her in unser Haus . . ."

„Also habt Ihr doch unser Kind ihm an den Hals geworfen!" unterbrach ihn in starker Aufregung die Mutter. Da zuckt der Bursche zusammen, in seinen Augen blitzt auf einmal wilder Stolz: als er hergekommen, da ahnte er noch nichts, und als ihm der Hausherr Klafterholz anbot, da sagte er, dass er das Dorf verlasse und zu seinem

Obersten zurückkehren wolle; da gab ihm der kranke Mann zu verstehen, dass er auch hier bleiben könne; wenn er wolle, könne er ja der erste Wirt des Dorfes werden; und während der Kranke die Sache weitläufig vortrug, da erstand im Burschen das Gefühl der Rache: wenn Du das Weib eines guten Wirtes wirst, so kann ich mir ja auch die Tochter des besten Wirtes zum Weibe nehmen; dies wird Dich mehr schmerzen, als wenn ich Deinetwegen mein Dorf verließe! Könnte ich von dieser inneren Qual Dir nur einen Tropfen zu kosten geben, dann würde vielleicht mein Leid sich lindern! Heute hast Du Deine Verlobung, vernimm also heute, dass auch ich heirate! Glaubst Du, dass ich das Blitzen Deiner Augen nicht gesehen, als ich gestern und vorgestern mit dieser kleinen Maid sprach? Du wünschtest, dass ich in meinem Leide das Dorf auflärme, das aber erlebst Du nicht! Nein, selbst wenn ich den Verstand darob verlieren müsste! Aber was blickt diese Frau mich so an? Nun, blicke mich nur an, ich weiche nicht! Er dürstete nach Widerspruch, wie der Sand nach Wasser; Kampf passte ja jetzt zu seinem Seelenzustand. „Das Weib soll sich nicht in Sachen der Männer mischen!" wollte er sagen; aber er beherrschte sich und schwieg; nur sein stolzer, wilder Blick verrieth, dass er nicht weichen werde. Einen Augenblick sahen sie einander zwar unter der Einwirkung verschiedener Gefühle an, aber beide zuckten vor dem zusammen, was sie einander in den Augen gesehen hatten: dieser sonderbare Blick eiferte den Mann zum Kampfe an und zwang die Frau zum Rückzuge. Sie fühlte, dass sie sich beugen musste, wenn sie jene zarte Blume nicht brechen wollte, die jetzt mit flehender Liebe ihr ins Auge blickte. Und doch, wie könnte sie diesen stolzen Burschen erniedrigen, wenn sie es ihm ins Gesicht sagen dürfte, dass er diese Ehe nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz eingieng. Sie fühlte es zwar, dass im Herzen des Burschen nur die Rache und nicht die Habgier pochte; aber auch hiermit bewies er ja nur, dass er nur an jene andere dachte, die er liebt . . . Durch die Seele der beiden stürmten in wenigen Minuten die qualvollsten Gefühle und Gedanken, während der kranke Mann seine Gattin zu besänftigen suchte, die — gleich dem Burschen — nicht ein Wort seiner Rede verstand.

Die Mutter blickte noch einmal auf den Burschen, erbleichte, sprach aber mit scharfer Betonung das letzte Wort aus: „Geschehe denn, was da geschehen soll!"

„Gyuri, ich glaube, dass ein ehrlicher Bursche nur aus Liebe heiratet!"

Für einen Augenblick wich alles Blut aus dem Antlitz des Burschen, um dann im nächsten Augenblick in noch größerer Menge zurückzukehren.

„Frau Erzsok, ein ehrlicher Bursche denkt daran, dass er die glücklich macht, die er sich zur Gattin nimmt; ich werde Eure Tochter glücklich machen!"

„Ich kann ja nicht glücklicher werden, als ich es jetzt schon bin, liebe Mutter," flüsterte das Mädchen . . . (Schluss folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.